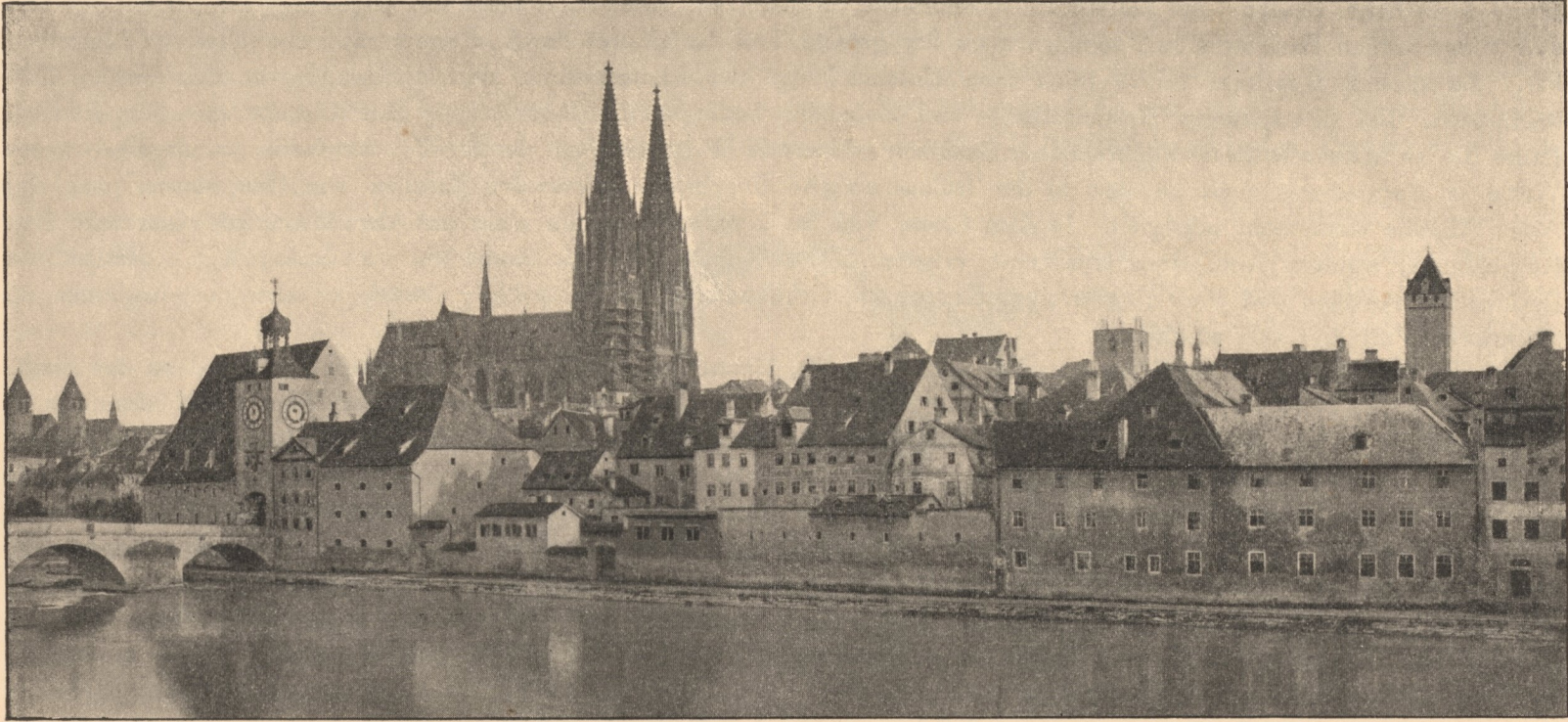




MITTELALTERLICHE BAUTEN REGENSBURGS.

Keine Stadt Deutschlands ist in ihren Denkmälern so vielseitig wie Regensburg. Der massive Kalksteinquaderbau der Porta praetoria aus der Zeit um 170 n. Chr. eröffnet die lange Reihe von Monumenten, in welcher sich die reiche Kulturgeschichte der Donaustadt Jahrhundert für Jahrhundert widerspiegelt. Vor allem ist es die mittelalterliche Baukunst, die wir von der Karolingerzeit an in ununterbrochener Entwicklung verfolgen können. Das Zusammentreffen einer Anzahl von Umständen bewirkte, dass Regensburg, wie Berthold Riehl in seinen „Kunstcharakteren“ treffend ausführt, die Kunsthauptstadt Altbayerns im Mittelalter wurde. Die Bedeutung, welche der Ort in der Römerzeit erhielt, legte den Grund zu seinem Aufblühen im Mittelalter. Die Residenz bayerischer Herzoge, deutscher Könige und Kaiser, der Sitz einer ausgedehnten bischöflichen Verwaltung, eine ungewöhnlich grosse Zahl verschiedener Stifte und Klöster, der Mittelpunkt des Handels in Süddeutschland und Handelsbeziehungen zu Italien, Frankreich und anderen Ländern, die Nähe grosser und guter Steinbrüche — das sind die Faktoren, welche die Entstehung monumentaler Bauwerke, sowohl kirchlicher wie profaner, beförderten und begünstigten.

Wandern wir durch die engen, malerisch gebrochenen Gassen der Stadt und mustern die Kirchen und Häuser, so erscheint ohne Zweifel der Dom als der grossartigste und künstlerisch wertvollste Bau. Er vor allem prägt sich der Erinnerung ein, gleichwie seine hochragenden Türme dem Wanderer schon von ferne die Bedeutung des Ortes verkünden. Archäologisch interessanter aber sind die Bauten des ehemaligen Reichsstiftes St. Emmeram. Hier ist ehrwürdiger Boden. Die Anfänge des Christentums in Regensburg knüpfen sich an seinen Namen und das früheste Baudenkmal des Mittelalters ist in seinen Mauern verborgen. Ausserhalb der römischen Altstadt gegründet und erst nach 916 in den Mauerring der Stadt einbezogen, liegt das ehemalige Kloster noch heute ruhig und abgeschieden von dem grossen Verkehre. Erinnert schon die Einsamkeit des St. Emmeramer Platzes an die Lage gar vieler monumentaler Klosterbauten italienischer Städte, so weist auch der isoliert stehende schöne Glockenturm nach dem Süden. Und im Innern rufen die aus den verschiedensten Jahrhunderten stammenden mannigfaltigen Bauteile und die grosse Anzahl kunstvoller Grabdenkmäler wiederum Anklänge an die chronologischen Rätsel und die reiche Denkmälerwelt alter Kirchen Italiens wach.

Der älteste Teil der Klosterkirche von St. Emmeram ist die ringförmige Krypta innerhalb der östlichen Hauptapsis, in deren Mitte Gg. Dengler im Jahre 1894 die Grabkammer des hl. Emmeram entdeckte. J. A. Endres hat in seiner Abhandlung „die neu entdeckte Confessio des hl. Emmeram zu Regensburg 1895“ den Nachweis erbracht, dass diese Krypta in das 8. Jahrhundert zurückreicht. Wahrscheinlich entstammt sie dem Neubaue der Klosterkirche, welchen Bischof Simpert (768—791) ausführte. Denn wenn die Angabe des im 11. Jahrhundert schreibenden St. Emmeramer Priors Arnold, dass Simpert die neue Basilika mit weiteren Raumverhältnissen und mit grösserem Aufwande als die frühere errichtete und zierte, entsprechend gewürdigt wird, so folgt, dass die Krypta, weil an der Innenseite der grossen Hauptapsis laufend,

gleich dieser dem grösseren Neubaue entstammt. Wahrscheinlich aber reicht die Grabkammer des hl. Emmeram selbst in die Zeit Gaubalds zurück. Mit grösserer Wahrscheinlichkeit darf dies von der Rundung angenommen werden, welche östlich unmittelbar an die Grabkammer stösst und welche die innere Begrenzungsmauer der Krypta bildet: sie entspricht mit ihrem nur etwa 3,5 Meter betragenden Radius der Hauptapsis einer kleineren, älteren Basilika. Dass diese ältere Basilika ebenfalls schon dreischiffig war, müssen wir bei einer Benediktinerklosterkirche, die noch dazu als Episkopalkirche diente, nach Analogie ähnlicher Bauten jener Zeit mit Entschiedenheit voraussetzen. Aber nicht bloss die ringförmige Krypta hat sich von dem Simpertschen Baue erhalten, sondern auch der grösste Teil des Chores der St. Emmeramskirche rührt von demselben her. Zu diesem Resultate führte mich eine Untersuchung der Mauertechnik der Hochwände in den Seitenschiffdachböden. Bei den späteren Restaurations- und Zubauten bedingte die Beibehaltung der Ostteile des Simpertschen Baues die an Massverhältnisse altchristlicher Basiliken erinnernde Weiträumigkeit der Schiffe, welche in so ausgesprochener Weise in Regensburg auch an den in die frühromanische Bauperiode reichenden Kirchen von Obermünster und der Alten Kapelle nicht mehr begegnet. In dem Chore von St. Emmeram ist uns nicht nur der älteste mittelalterliche Bau Regensburgs, sondern Altbayerns überhaupt erhalten. Die Anlage von St. Emmeram als dreischiffige querschifflose Basilika mit Apsiden und einer ringförmigen Krypta mit Grabkammer des Titelheiligen bezeugt, dass der Architekt an italienische Vorbilder sich anschloss.

Im Gegensatze zu dem Simpertschen Baue von St. Emmeram verrät sich in dem nächstältesten Baue der Stadt, in der sog. Erhardikapelle, deutsche Eigenart. Die Kapelle, einige Schritte nordöstlich vom Chor der Niedermünsterkirche gelegen, ist ein Raum von 6 Metern im Quadrat, der durch 6 Pfeilerchen in drei gleich hohe gewölbte Schiffe geteilt ist. Nach Grundriss und Aufbau kann der Raum nur als Krypta gedeutet werden. Man darf daher wohl mit Sighart u. A. annehmen, dass hier die Krypta einer älteren dreischiffigen Basilika von Niedermünster erhalten ist, deren Chor sich an die römische Stadtmauer lehnte. Die gurtlosen Kreuzgewölbe in dem etwas breiteren Mittelschiffe, noch mehr aber die Tonnengewölbe mit Stichkappen in den Seitenschiffen deuten in Verbindung mit den einfach abgeschrägten, der Trapezform sich nähernden Deck- und Fussplatten der Pfeilermonolithe auf frühe Zeit. Tonnengewölbe mit Stichkappen finden sich in Süddeutschland in der Krypta des Domes von Konstanz und im westlichen Teile der Krypta des Augsburger Domes, beides Bauten, die in das Ende des 10. Jahrhunderts gesetzt werden, ferner in der Krypta von Oberzell auf der Insel Reichenau aus dem Ende des 9. Jahrhunderts. Auch in der Mangkrypta in Füssen, die in das erste Jahrtausend zurückreicht, begegnen wir Tonnengewölben. Da die Krypta eine grössere Kirche voraussetzt, so dürfte sie von dem Baue herrühren, den Herzog Heinrich I. († 955) und seine Gemahlin Judith errichteten. Nehmen wir an, dass in der Erhardikapelle die Krypta der ersten grossen Kirche des Frauenstiftes Niedermünster aus dem 10. Jahrhundert zu erkennen ist, so erhalten wir für die Entwicklung der Kirchenbaukunst Regensburgs ein wichtiges Glied, das sich in die Zeit zwischen Karl dem Grossen und Kaiser Heinrich II., zwischen den Simpertschen Bau von St. Emmeram und die Vergrösserungsbauten der Alten Kapelle und von Obermünster unter Heinrich II. einreicht.

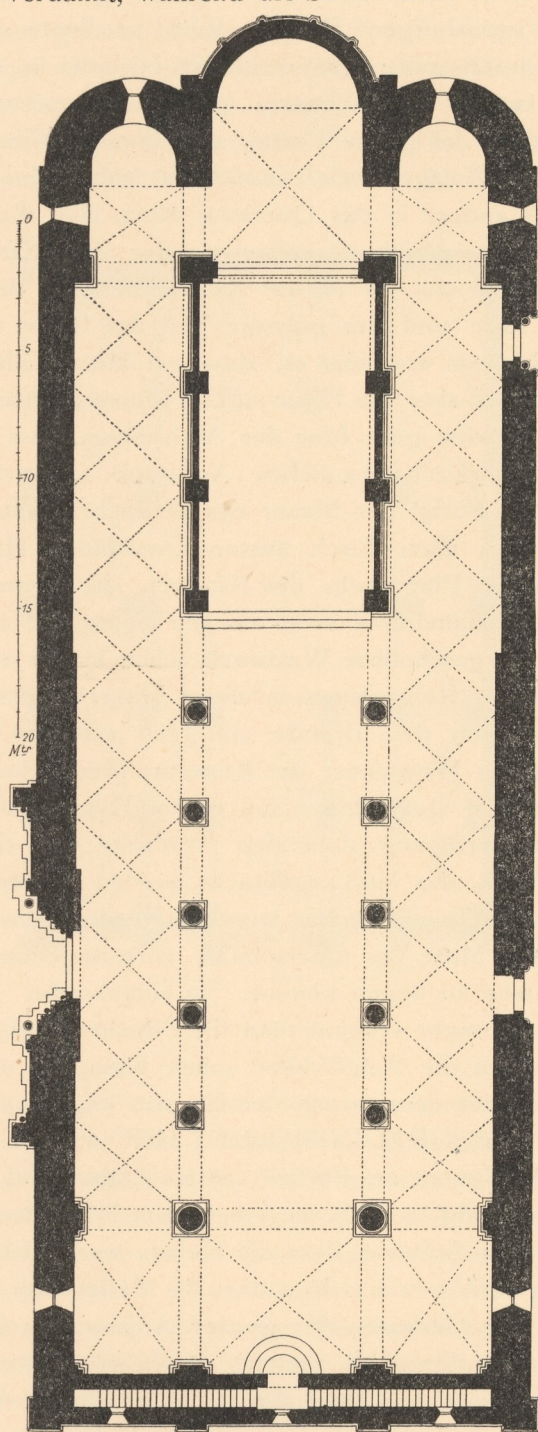
Von der Krypta, welche der von St. Maximin in Trier berufene Abt Ramwold in St. Emmeram östlich von der Confessio des hl. Emmeram erbaute und Bischof Wolfgang gegen 980 einweihte, hat sich in dem Erneuerungsbau des 18. Jahrhunderts nur der Grundriss der Umfassungsmauern erhalten.

Dem Anfange des 11. Jahrhunderts sind zwei Kirchen zuzuweisen, welche beide auf Kosten Kaiser Heinrichs II. erbaut wurden, aber zwei verschiedene Grundrisstypen zeigen. Laut Urkunde vom 16. November 1002 hat Heinrich II. mit seiner Gemahlin Kunigunde die Kapelle im Königshofe, welche man die alte nannte, von den Fundamenten aus in eine Chorherrnkirche umgebaut. Der Bau der Alten Kapelle ist eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit östlichem Querschiff. Auf dem südlichen Seitenschiffdachboden kann man sehen, dass die Hochwand des Mittelschiffes und des Querhauses aus kleinen Bruchsteinen besteht, die unter einem späteren Verputz noch den alten geglätteten Verputz tragen, ähnlich dem Ostteile von St. Emmeram. Wie der Abschluss im Osten einst gestaltet war, lässt sich nicht erkennen, da der an das Querschiff stossende Chor ein Werk der Gotik aus den Jahren 1441—1452 ist. Es erscheint gewiss belangeich, dass Heinrichs Bau ein östliches Querschiff hat, also ein Motiv, das, so weit wir heute noch urteilen können, in Regensburg auf lange hinaus nicht mehr verwendet wurde. Unmöglich ist es nicht, dass an das Querschiff sich bereits ein verlängerter Chor mit Apsis schloss, die Kirche somit kreuzförmigen Grundriss hatte. Wurde doch die Klosterkirche von Ebersberg in Oberbayern schon gleich nach ihrer Gründung im Jahre 934 in Kreuzesform (in crucis modum) erbaut, wie eine Nachricht des 11. Jahrhunderts verbürgt.

Die zweite von Kaiser Heinrich von Grund aus errichtete Kirche ist Obermünster. Hatte die Alte Kapelle, wohl zum sichtbaren Ausdruck der hohen Bedeutung, die ihr der kaiserliche Stifter zudachte, ein östliches Querschiff erhalten, so musste sich das Frauenkloster Obermünster mit der schon von St. Emmeram her bekannten Anlage dreier gleich langer, in Apsiden schliessender Schiffe begnügen. Im Westen wurde ein Querbau vorgelegt, der nicht über die Flucht der Seitenschiffe vorspringt und ehemals, wie man nach Analogie anderer Frauenklöster annehmen muss, die Empore für den Nonnenchor enthielt. Der Querbau schloss im Westen gerade und bekam erst 1704 ff., als der Hauptaltar nach Westen und die Orgel in eine zu diesem Zwecke in die östliche romanische Hauptapsis eingebaute Empore verlegt wurde, einen abgeplatteten (nicht apsisförmigen) Nischenanbau. Wichtig ist, dass wie die St. Emmeramer Kirche so auch die Alte Kapelle und Obermünster keinen mit dem Baue verbundenen Turm erhielten. Die isolierten Glockentürme, die wir an den drei Kirchen (aus späterer Zeit) treffen, knüpfen an eine in Italien fest stehende Sitte an. In keiner anderen Stadt Deutschlands kommen so viele isolierte Glockentürme vor. Sie sagen uns heute noch, dass Regensburg in jenen frühen Zeiten in enger Verbindung mit dem Süden stand. Die Angabe, dass die Regensburger am frühesten von den deutschen Kaufleuten Venedig besuchten und die Thatsache, dass der Wappenschild der Regensburger Kaufleute an der Tafel des Fondaco dei Tedeschi in Venedig an erster Stelle angebracht war, bestätigt die beredte Sprache der Monumente.

Wenige Jahrzehnte nach Kaiser Heinrichs II. Tode entstand eine Gruppe von Bauten, die durch ihre merkwürdige Eigenart das höchste Interesse erregt: der Westbau von St. Emmeram mit der Wolfgangskrypta, der Magdalenenkapelle und dem Doppelportal, das nordöstliche Gewölbejoch des dortigen Kreuzganges, der sog. alte Dom oder richtiger die bischöfliche Palastkapelle St. Stephan am Domkreuzgang, und endlich die Kapelle der bischöflichen Burg in Donaustauf. So belangreich diese Bauten für Regensburg sind, so umstritten ist ihre Entstehungszeit unter den einzelnen Forschern.

Den Ausgangspunkt für die Datierung der Baugruppe bildet der Westbau von St. Emmeram. Dieser Bau steht in engster Verbindung mit der Sage von den Reliquien des hl. Dionysius. Nach Analogie der Entstehungsgeschichte ähnlicher Westchöre nehme ich an, dass der Westbau dem damals hervortretenden Bestreben, den Kult des hl. Dionysius im Kloster zu befördern, den Ursprung verdankt, während die St. Emmeramer Tradition gerade umgekehrt die Auffindung der Reliquien des Heiligen als eine Folge des unternommenen Westbaues darstellt. Wie Abt Ratger an der Klosterkirche von Fulda 802 ff. ein westliches Querschiff mit Apsis für den Altar und die Gebeine des hl. Bonifatius dem älteren dreischiffigen Langhause anfügte und Abt Berno dem Münster von Mittelzell auf der Reichenau zur höheren Verehrung der Reliquien des hl. Markus ein westliches Querschiff, das am 24. April 1048 geweiht wurde, anbaute, so hat Abt Reginward von St. Emmeram das westliche Querschiff errichtet, um dem hl. Dionysius eine bevorzugte Kultstätte zu schaffen. Die Anlage einer Krypta in dem neuen Westchor aber wurde durch die Absicht bedingt, den Gebeinen des hl. Wolfgang, die bis jetzt im südlichen Seitenschiffe ruhten, einen ihrer gesteigerten Verehrung entsprechenden Ort zu bereiten. Der Beginn des Baues muss vor 1052 fallen, da Papst Leo IX. am 7. Oktober dieses Jahres die Gebeine des hl. Wolfgang in „die neue Krypta“ übertrug und letztere selbst weihte. Dass Querschiff und Krypta gleichzeitig entstanden sind, geht, abgesehen von der organischen Einfügung der Krypta mit ihren Wandnischen in den Westchor, unzweifelhaft aus der vollkommenen Uebereinstimmung der eigenartigen Karniesprofile der Kämpfer am Triumphbogen des Westchores mit den Profilen der Deckplatten der Säulen in der Krypta hervor. Die sechzehn Säulen der fünf-schiffigen Krypta haben niedere Würfelkapitäl, deren nicht ganz halbkreisförmige Schildflächen erhöht umrahmt



Schottenkirche St. Jakob.
(Die eingezeichneten Seitenschiffgewölbe sind nicht ursprünglich.)

wölbe ruhen. Die Würfelkapitäl sind wie in der Wolfgangskrypta und in der Magdalenenkapelle nieder, so dass ihre Schildflächen wieder nur einen verkürzten Halbkreis bilden; die Basen ähnlich denen der Wolfgangskrypta profiliert, ohne Eckzier. Abgesehen von den angeführten Momenten wird die Gleichzeitigkeit der Burgkapelle mit der Wolfgangskrypta durch die vollständige Uebereinstimmung des Profiles der Deckplatten der Säulen erwiesen. Während die meisten Kapitäl wie jene der Krypta nicht weiter verziert sind, finden sich an einem der jetzt zum grössten Teil herabgestürzten Kapitäl Blattrnamente, von denen zwei dasselbe Motiv wie in der Krypta zeigen, ein Motiv, das auch in dem Utaevangeliar aus Niedermünster auftritt. Die Ostwand des Kapellenbaues ist aussen mit Blendarkaden geschmückt, deren Pfeilerchen auf einem Gesimse ruhen, das dem Gesimse an den Wänden der Wolfgangskrypta entspricht. Die Kämpfer der Pfeilerchen bestehen in der Hauptsache aus zwei unmittelbar auf einander sitzenden Kehlen, die in umgekehrter Reihenfolge an den Sockeln wiederkehren und vollständig zur eigenartigen Formensprache der Profile im Westbaue von St. Emmeram passen. Mit der Datierung der Staufer Burgkapelle um Mitte des 11. Jahrhunderts steht auch die Mauertechnik in Einklang. Der turmartige umfangreiche Bau, der unten einen, von Kreuzgewölben (ehemals drei, jetzt nur noch zwei) über-

und auf dem vertieften Grunde ganz vereinzelt mit Blattwerk und Halbkreisbögen in Relief verziert sind. Es sind die frühesten Würfelkapitäl, die wir in Regensburg nachweisen können. Die eckblattlosen Basen, an denen sich verschiedene Profile finden, atmen den Geist des frühen Romanismus. Gleichzeitig mit dem Westbaue und der Wolfgangskrypta ist die Magdalenenkapelle entstanden. Sie liegt in gleichem Niveau mit dem über der Wolfgangskrypta angeordneten Dionysiuschor in einem turmartigen quadratischen Bau, der sich in dem Winkel zwischen Querschiff und der vorspringenden Nordwand des Dionysiuschores erhebt. Ihre Wände sind wie jene in der Krypta mit halbkreisförmigen Nischen belebt. Ehemals war sie von vier gratigen Kreuzgewölben überdeckt, deren Gurtbögen auf einer freistehenden Mittelsäule ruhten und deren Schildbögen auf Säulen sitzen, die auf hohen Sockeln den Wänden zwischen den Nischen vorgesetzt sind. Denselben eigenartigen Baugedanken finden wir in reicherer Ausführung in der nur zur Hälfte erhaltenen Kapelle der ehemaligen bischöflichen Burg Donaustauf. Während in der kleineren Magdalenenkapelle die Wände mit zwei Nischen belebt sind, steigt die Zahl der Nischen an den Wänden der grösseren, ebenfalls quadratischen Burgkapelle auf drei und die Zahl der die Kreuzgewölbe in der Mitte einst stützenden Säulen auf vier. An den Wänden stehen zwischen den Nischen und in den Ecken Säulen, auf welchen die Schildbögen der Kreuzge-

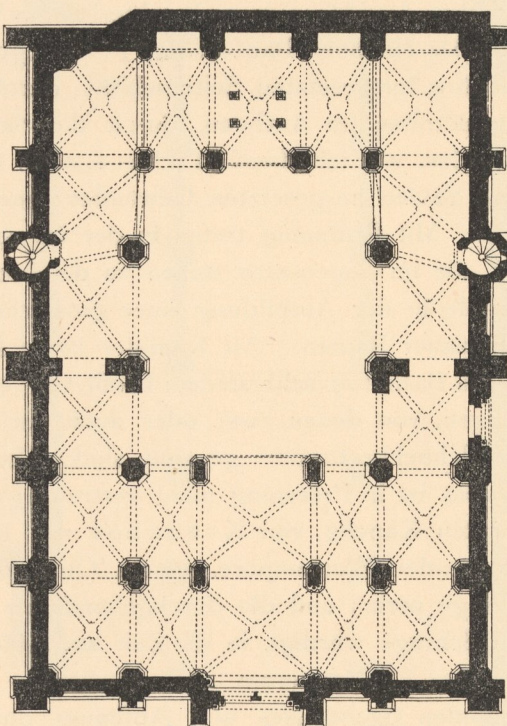
spannten Thorweg und unmittelbar darüber die Kapelle enthält, besteht aus Bruchsteinen mit Vorsetzquadern an den Ecken, zeigt also eine Technik, die in der grösseren Hälfte des 11. Jahrhunderts bei uns an Mauern die gewöhnliche ist. Westlich stösst an den Kapellenbau im rechten Winkel eine Mauer, deren oberer Teil kleine Quadern in Schichten von etwa 12—25 cm Höhe als Verkleidung hat und sich nicht nur durch die entwickeltere Mauertechnik, sondern auch durch einen an ihm sich findenden Kämpfer aus den Gliedern der attischen Basis augenfällig als jünger, der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehörend erweist. Der Westbau von St. Emmeram ist ebenfalls aus Bruchsteinen errichtet, ohne Verwendung von Vorsetzquadern an den Ecken. Letzterer Umstand könnte vielleicht darauf deuten, dass die Staufer Kapelle etwas später entstanden ist, wenn nicht die Eckquadern auf Rechnung der Forderung grösserer Festigkeit bei einem Burgenbaue zu setzen sind. Übrigens habe ich den Eindruck, dass dem St. Emmeramer Bau in der That die Priorität gebührt.

Der interessanteste Teil des Emmeramer Westbaues ist das grosse Doppelportal an der Nordseite. Seit der um die Chronologie der Regensburger Bauten sehr verdiente Quast im Deutschen Kunstblatt 1852 das Portal unter Hinweis auf die den bauführenden Abt nennende Inschrift in die Mitte des 11. Jahrhunderts gesetzt hat, hielt die kunstgeschichtliche Forschung an diesem Datum fest, bis in neuerer Zeit von mehreren Seiten verschiedene Hypothesen aufgestellt wurden, welche teils das ganze Portal, teils nur die Nischen einer älteren Zeit zuschreiben. Ich halte an der Anschauung Quasts fest. Die Anlage zweier unmittelbar neben einander liegender, gleich geformter Portale, von denen das eine in das Langhaus, das andere in das Querhaus führt, lässt die Absicht erkennen, dem neuen Westbau des hl. Dionysius die gleiche Geltung und das gleiche Ansehen wie der alten Kirche des hl. Emmeram zu verleihen. St. Emmeram und St. Dionysius sollen sich von nun an in der Klosterkirche in die Verehrung teilen, wenn auch dem hl. Emmeram als dem Patrone die grössere Ehre und der grössere Teil des Baues mit dem östlichen Hauptchore zukommt. Wie eine bildliche Illustration dieses Gedankens erscheint es, dass am Mittelpfeiler des Doppelportales die Figur Christi thront, am linken Portal des Emmeramsbaues aber die Figur des hl. Emmeram steht und am rechten Portal des Dionysiusbaues die Figur des hl. Dionysius. Es war eine gute Idee des Architekten, dass er, um dem Gedanken der annähernden Ebenbürtigkeit beider Heiligen in der Klosterkirche baulichen Ausdruck zu verleihen, beide Portale in einer Flucht anbrachte und zu diesem Zwecke das linke Portal der Mauer des nördlichen Seitenschiffes vorsetzte. Nahe gelegt aber wurde die eigentümliche Anlage des Portales auch durch äussere Umstände. Hart an der Nordwand des Emmeramer Münsters erhebt sich die Rupertuskirche, die Pfarrkirche des Klosters, die vermutlich schon im ersten Jahrtausend an dieser Stelle stand. In ihrer jetzigen Form stammt sie zwar aus der Spätgotik, aber es lässt sich der Beweis führen, dass ihre bis unmittelbar an das Doppelportal vorgeschobene Westwand schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stand, da der Kern ihres nach Art des entwickelten Romanismus in einem Mauervorsprung angebrachten Portales nach Ausweis des Mauerverbandes gleichzeitig mit der nach dem Brande von 1166 erbauten Vorhalle entstanden ist. Wahrscheinlich fand der Architekt des Abtes Reginward die Westmauer der Rupertuskirche schon nahe derselben Linie wie jetzt vor, so dass ihm bei der Hinzufügung des westlichen Querschiffes mit seiner Krypta und seinem Hochchore an der nun einzig und allein für den Zutritt des Volkes zur Verfügung stehenden Nordseite nur ein schmaler Platz des Seitenschiffes zur Anlage des Portales übrig blieb. Das Portal, das hier angebracht werden konnte, genügte nicht für die grosse Kirche, daher musste nebenan im westlichen Querschiff ein zweites angelegt werden, das wiederum möglichst weit östlich anzuordnen war, damit es nicht dem gegen die Mitte des Querschiffes vorspringenden Hochchore gegenüber und dem nördlichen Zugang der Wolfgangskrypta zu nahe zu liegen komme. Je eingehender man den Grundriss der ganzen Kirche mit Rücksicht auf das Portal studiert, desto mehr erkennt man die Zweckmässigkeit der Anlage. Auf die Gleichzeitigkeit des Doppelportales mit dem Westbaue deutet die Aehnlichkeit seiner Kämpfer- und Gesimsprofile mit jenen in der Wolfgangskrypta, nicht minder aber auch die unter dem thronenden Christus angebrachte Halbfigur des betenden Abtes Reginward (1048—1064) mit der Umschrift: ABBA REGINWARDUS HOC FORE IVSSIT OPVS. Wenn Graf Hugo von Walderdorff geltend macht, dass die Relieffiguren am Portale spätere Zuthat sind, weil eine Untersuchung ergab, dass die in den Nischen ringsum laufenden Gesimse nicht in sauberer Arbeit dem Profil der Umrahmung der Reliefs angepasst sind, so ist dies kein ausreichender Grund zu dem Schlusse, dass die Reliefs wesentlich später eingefügt wurden als das Portal entstanden ist. Es kann vielmehr auch geschlossen werden, dass die Reliefs bei der Ausführung des Portales noch nicht vollendet waren, also bei den Ausläufern des Gesimses eine genaue Anpassung nicht möglich war. Auch heute werden ja plastische Gebilde an Bauten oft erst nachträglich versetzt. Uebrigens konstatiert derselbe hochverdiente Forscher selbst, dass am westlichen Pfeiler ein genauerer Anschluss des Gesimses stattfand. Viel wichtiger für die Entscheidung der Frage ist der Umstand, dass das Profil der seitlichen konsolenartigen Verkröpfungen an den Rahmen der Reliefs vollständig mit dem Kämpfer des Pfeilers der kleinen Nebenkrypta unter der Magdalenenkapelle sowie fast vollständig mit den Gesimsen an den Wänden der Wolfgangskrypta selbst übereinstimmt, ferner dass das Konsolenmotiv auch an dem innern Auslauf der Kämpfer der Portalgewände auftritt. Wie aber kam der Architekt auf die Idee, die beiden Portale als halbkreisförmige Nischen zu gestalten? Die Verwendung des Nischenmotives ist überhaupt charakteristisch für ihn; die Wolfgangskrypta, die Magdalenenkapelle, das Doppelportal, die Staufer Burgkapelle und der sog. alte Dom geben sich schon durch dieses Motiv als Kinder eines Geistes zu erkennen. Im alten Dom und in der Magdalenenkapelle ist der Eingang ebenfalls in einer Nische angebracht, aber so, dass die Nische sich nach innen öffnet und einen Bestandteil der Wandgliederung des Innern der beiden Räume bildet. Dies führt mich zu der Vermutung, dass das Nischensystem des Doppelportales sich ehemals in einen vor demselben liegenden Raum eingliederte, dessen Wände mit Nischen versehen waren, d. h. dass es den südlichen Abschluss einer mit Nischen belebten Vorhalle bildete, an deren Stelle nach dem Brande von 1166 die jetzige Vorhalle trat. Von diesem Gesichtspunkte aus verliert das Nischendoppelportal seinen abnormen, bis jetzt unerklärlichen Charakter. Uebrigens darf auch darauf hingewiesen werden, dass die römische Profanarchitektur derartige Nischenportale mit halbkuppelförmiger Ueberwölbung kannte. So findet sich im Museo nazionale in Rom ein 72,5 cm langer und 30 cm hoher Stein (Nr. 247), der in Relief die Façade eines Palastes mit drei derartigen Nischenportalen zeigt.

Ein Ueberrest der gleichen Bauthätigkeit ist das Gewölbejoch im Nordosteck des St. Emmeramer Kreuzganges. Das gratige Kreuzgewölbe ruht hier wiederum auf vier, den Wänden vorgestellten Säulen, von denen drei Würfelkapitäl wie in der Wolfgangskrypta und zwei die gleichen, von dort her bekannten Deckplatten haben. Bei einer Säule aber folgt der Architekt einer viel älteren Richtung, indem er das sonst noch dem ersten Jahrtausend angehörende Pyramidenkapitäl mit den abgefassten und gekehlten Ecken verwendet und auf dieses eine hohe Karniesdeckplatte setzt. Wer daran zweifelt, dass die Säulen der Wolfgangskrypta in die Zeit von 1052 zurückreichen, der wird angesichts dieses für jene Zeit schon altertümlichen Kapitäl im Kreuzgang eines besseren belehrt werden. Die Basen der vier Säulen, welche jetzt tief im Boden stecken, durch die besondere Liebenswürdigkeit des fürtlich Turn- und Taxis'schen Herrn Oberbaurates Schultze aber in meiner Gegenwart bloss gelegt wurden, stimmen im Profil und im Mangel der Eckzier mit den Basen der Wolfgangskrypta überein.

Der letzte Bau, der in diese Gruppe gehört, ist die Kapelle St. Stephan an der Nordseite des Domkreuzganges, in späterer Zeit missbräuchlich der alte Dom genannt. Berthold Riehl hat in ihm mit vollem Recht die alte bischöfliche Palastkapelle erkannt. Die Dimensionen und vor allem die Westempore stempeln den Bau offenbar zur Hauskapelle, wie eine solche aus der Zeit um 1200 noch heute in der jetzigen Dompropstei (St. Galluskapelle) zum grössten Teil erhalten ist. Die Kapelle St. Stephan wird zum erstenmale im J. 994 beim Tode des hl. Bischofs Wolfgang erwähnt. In ihrem jetzigen Bestande aber stellt sich die Kapelle

durch die Verwendung des Nischenmotives an den Wänden und durch die Profile der Kämpfer und Sockel als ein Bau dar, der in innigem Zusammenhang mit den Werken der Mitte des 11. Jahrhunderts steht. Die Annahme mancher Forscher, dass die Gewölbe erst im 12. Jahrhundert eingezogen wurden, ist ausgeschlossen, da Grundriss und Aufbau in innigster Wechselbeziehung stehen. Was Quast und insbesondere Pohl für den einheitlichen Character des Baues geltend machen, trifft völlig zu. Halten wir an der einheitlichen Entstehung der Kapelle um Mitte des 11. Jahrhunderts fest, so gebührt dem Baue allerdings eine grössere Bedeutung in der Kunstgeschichte, als ihm gewöhnlich zu Teil wird: St. Stephan ist unter den erhaltenen mittelalterlichen Monumenten der erste grössere Gewölbebau Altbayerns. Die Art, wie je zwei, durch einen Wandpfeiler geschiedene Nischen in einem Gewölbejoch zusammen-



Alte Pfarre zu St. Ulrich.

gefasst sind, erinnert schon an das sog. gebundene System der gewölbten Basilika.

Betrachten wir die ins Auge gefassten Bauten als einheitliche Werke der Mitte des 11. Jahrhunderts, so stellt sich die damalige Baukunst Regensburgs in neuem Lichte dar. In Grundriss, Aufbau und Einzelformen zeigt die Gruppe charakteristische Eigentümlichkeiten, wie sie in der Stadt weder vorher noch nachher sich finden. Als eines der Hauptmerkmale muss die Gliederung der Wände mit etwa halbkreisförmigen Nischen hervorgehoben werden. B. Riehl, Dehio und v. Bezold, und neuerdings P. Clemen haben diese Nischengliederung dem gleichen Motiv an anderen Bauten in Italien und Deutschland gegenübergestellt. An keinem dieser Bauten aber wurde, soweit ich sehe, die Nischengliederung in so folgerichtiger und wirkungsvoller Weise verwendet wie in der Magdalenenkapelle, der Staufer Kapelle und in St. Stephan: hier fügen sich die Nischen

organisch in den Grundriss und Aufbau ein, sie bilden einen wesentlichen Bestandteil, welcher in den beiden ersten Kapellen die innigste Verbindung mit den dazwischen gestellten Säulen und dadurch mit dem ganzen Gewölbe eingeht und ähnlich auch in St. Stephan dem Gewölbesystem sich eingliedert. Der Regensburger Meister greift ein Motiv, das in der römischen Baukunst strukktiv verwertet ist und in der karolingischen und frühromanischen Periode wiederholt, aber mehr in ästhetischer Absicht verwendet wird, in seiner konstruktiven Bedeutung wieder auf. Schon dieser Umstand deutet darauf, dass der Meister italienische Bauten studiert hat. Noch mehr aber die vollrunden Säulen, welche den Pfeilern zwischen den Nischen vorgestellt sind und in der Magdalenenkapelle die Halbkuppeln der Nischen, in der Staufer Kapelle die denselben vorgelagerten Schildbögen tragen. Säulen in solcher Anordnung und Funktion finden sich nach dem Vorbilde römischer Bauten der Kaiserzeit in altchristlichen Baptisterien (Vgl. Dehio und v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes S. 22.) Welchen Einfluss Italien auf die Kunst des Meisters übte, zeigt auch die Verwendung vollrunder Säulen als Träger der Schildbögen im nordöstlichen Kreuzgangjoch von St. Emmeram. Den Pfeilern und Wänden vorgestellte Säulen sind in der römischen und altchristlichen Kunst als Stützen der Bögen vielfach verwendet. In Kreuzgängen kenne ich sie ausser in St. Emmeram noch in S. Giovanni in Laterano in Rom aus dem 13. Jahrhundert, in dessen Detailformen ein starkes Hereinragen der Antike sich geltend macht. Ein Hauptmerkmal der Bauten des St. Emmeramer Meisters — so nenne ich ihn der Kürze halber — führt also auf Italien zurück. Und ebenso dürfte es sich mit den zum Teil höchst eleganten Profilen der Gesimse, Kämpfer und Deckplatten verhalten. Und das feine künstlerische Gefühl, das wir in diesen Profilen bewundern, spricht auch aus den schlanken Säulenschäften, die in der Wolfgangskrypta und im Kreuzgang zum Teil achtseitig sind, es spricht aus der ganzen Anlage der Krypta, die zu den schönsten Unterkirchen des 11. Jahrhunderts zählt und künstlerisch weit höher steht als die anderen, späteren Krypten Altbayerns in Freising, Isen, Immünster. Wollen wir die Bedeutung des St. Emmeramer Architekten voll würdigen, so müssen wir ausser dem künstlerischen Reize seiner Werke vor allem auch die Mannigfaltigkeit der baulichen Aufgaben beachten, die er gelöst hat. In der Stephanskapelle hat er, wie es scheint, geradezu das Vorbild für den Typus einer Reihe von Haus- und Schlosskapellen der Oberpfalz geschaffen. Wenigstens muss Berthold Riehl zugestimmt werden, wenn er diese Kapelle als die älteste ihrer Gattung bezeichnet.

Ist es mir unter Herbeiziehung der bis jetzt in der kunstgeschichtlichen Literatur wenig oder gar nicht beachteten Magdalenen- und Stauferkapelle gelungen, eine Regensburger Baugruppe aus der Mitte des 11. Jahrhunderts nachzuweisen, so ergibt sich als Resultat eine Blüteperiode der Regensburger Baukunst um diese Zeit, eine Blüteperiode, die in bestem Einklang steht mit dem Range, den der Ort damals als Hauptstadt Deutschlands einnahm. Wenn diese Blütezeit vorwiegend mit St. Emmeram verknüpft ist, so spiegelt sich darin das grosse Ansehen wieder, welches dieses Kloster damals als Pflanzschule tüchtiger Aebte weit und breit genoss.

Ob die Blütezeit von längerer Dauer war, wissen wir nicht, da andere Monumente, die sich in Technik und Formsprache an sie anschliessen könnten, nicht vorhanden sind. Die nächste Phase der Regensburger Architektur ist völlig verschieden, sie steht unter dem Einfluss der grossen Hirsauer Bauschule. Welcher Gegensatz! Abt Wilhelm, der 1069 von St. Emmeram nach Hirsau im Schwarzwald berufen wird, gründet dort eine Bauschule, die durch möglichst einfache und schlichte Bildung der Zierformen wie eine Reaktion gegenüber dem Formenreichtum erscheint, den Wilhelm als Emmeramer Mönch kennen gelernt hat. Wie verschieden sind die kräftigen Schmiegegesimse der Hirsauer von den sanft geschwungenen Karniesprofilen des Emmeramer Meisters!

In der Regensburger Gegend finden die Hirsauer mit der Gründung des Klosters Prüfening durch Bischof Otto von Bamberg im Jahre 1109 Eingang. Wie ich schon in der Monatsschrift des Hist. Ver. von Oberbayern III. Jahrg. 1894 S. 104 ausgeführt habe, nehme ich zwei Perioden der Hirsauer Schule an, von denen die erste durch den geradlinigen Chorschluss, die zweite durch den Apsidenschluss charakterisiert wird. Die 1119 geweihte Klosterkirche von Prüfening gehört der zweiten Periode an. Als Hirsauer Bau ist das Prüfening Münster vor allem charakterisiert durch die über das Querschiff hinaus als Nebenchöre fortgesetzten Seitenschiffe, durch die beiden Osttürme über dem Schluss der Nebenchöre, durch die schlanken Verhältnisse im Aufbaue, durch die tiefe Vorhalle (nicht mehr in ursprünglicher Gestalt erhalten) und durch das Westportal, das, wie ich ebenfalls schon a. a. O. erörtert habe, in seiner einfachen schlichten Form (mit zwar abgestuften, aber nicht mit Säulen ausgesetzten Gewänden) ganz den Hirsauer Bauten vom Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts entspricht. Mit Prüfening treten in der Regensburger Kirchenbaukunst zum erstenmale die schlanken Verhältnisse im Aufbaue auf, die im Gegensatze stehen zu den breiteren der älteren Bauten von St. Emmeram, Obermünster und der Alten Kapelle. Gerade in der Ausbildung einer grösseren Höhenentwicklung und schöner Massverhältnisse überhaupt beruht der Reiz der Hirsauer Bauten. Als Kämpfer ist in Prüfening wie in den Schulbauten Alpirsbach, Paulinzelle etc. die umgekehrte attische Basis mit sehr steilem Profil verwendet, mit der Eigentümlichkeit, dass unter dem unteren Wulst noch drei Plättchen liegen, von denen zwei oder auch nur eines an einigen Kämpfern nach dem bei den Hirsauern ausserordentlich beliebten Schachbrettmotiv gezahnt sind. Die schlichtere, nur aus Platte und Schräge zusammengesetzte Form des Hirsauer Gesimses ist in Prüfening nicht vertreten; merkwürdiger Weise finden wir diese aber in der eine Stunde von Regensburg entfernten Kapelle von Kreuzhof mit halbrunder Apsis, zwei gratigen Kreuzgewölbejochen und einer auf einem Pfeiler ruhenden Westempore, einem Quaderbaue, der, wenn man die geringe Höhe seiner Quaderschichten (8—20 cm, nur wenige mehr) und die durchgehends an Wandpfeilern, Triumphbogen, Portal und Sockel verwendeten Profile von Platte und Schräge würdigt, in die Zeit um 1100 gesetzt werden darf. Ob wir in Kreuzhof einen schon vor der Gründung Prüfening über St. Emmeram her vermittelten Einfluss der älteren Hirsauer Schule oder in Anbetracht des an St. Stephan anknüpfenden Grundrisses und Aufbaues doch ein selbständiges Regensburger Werk vermuten dürfen, lasse ich dahingestellt. Eines aber ist sicher: die schlichte Formsprache des Gesims- und Sockelprofils, welche die ältere Hirsauer Richtung charakterisiert, ist hier vertreten und insofern füllt Kreuzhof, rein stilistisch betrachtet, die Lücke zwischen der Regensburger Baugruppe der Mitte des 11. Jahrhunderts und dem Prüfening Münster aus. In einer Studie „Zur Charakteristik der Hirsauer Bauschule“ habe ich schon vor Jahren (Beilage z. Allg. Ztg. vom 15. Dez. 1890 Nr. 347) festgestellt, dass die Hirsauer ein eigenes Kapital ausbilden, das Würfelkapital mit den halbkreisförmigen Schilden und den „Nasen“. Die Würfelkapitale sind mit zwei halbkreisförmigen Schilden belegt, von denen der kleinere auf dem grösseren liegt und oben beiderseits in eine Nase verläuft, d. h. in ein rechtwinkliges Dreieck, das mit der Spitze nach abwärts und dem rechten Winkel nach aussen gekehrt steht. Es ist das, schrieb ich, ein Motiv, welches, soweit wir sehen, anfangs speziell der Hirsauer Schule angehört, in ihr erfunden und stets wiederholt wird, im Verlaufe des 12. Jahrhunderts aber in den Formenschatz des romanischen Stiles in Deutschland überhaupt übergeht, jedoch nur in den Gegenden, in welchen die Hirsauer einen besonderen Einfluss geübt hatten; es fehlt meines Wissens am Mittel- und Niederrhein. An der Klosterkirche von Prüfening vermissen wir nun sowohl an den Würfelkapitalen der gekuppelten Fenster zwischen den drei Chören wie an jenen der Turmfenster die „Nasen“. Wir sehen sie aber an den Würfelkapitalsäulchen des Turmes der unweit westlich von der Klosterkirche stehenden, einige Jahre nach derselben erbauten und am 30. November 1125 von Bischof Otto von Bamberg geweihten kleinen Andreaskirche. In Regensburg und Umgegend können wir nur hier das Nasenkapital konstatieren, eine wichtige Thatsache, welche beweist, dass die Hirsauer Bauschule in der Gegend geringen Einfluss hatte. Auch in Ober- und Niederbayern ist das Nasenkapital bis jetzt nicht gefunden worden. Die jetzt als Scheuer benützte Andreaskirche ist noch in anderer Hinsicht von grossem baugeschichtlichen Interesse. Dem Schiffe ist östlich in der Längsaxe ein Turm vorgesetzt, der in seinem Untergeschosse den Chor enthielt und dem östlich eine halbrunde Apsis vorgelegt war, deren Fundament ich aufgedeckt habe. Die Disposition des Chores im Turm ist eine auch in Altbayern häufige Erscheinung an einschiffigen Kirchen, nicht aber die Hinzufügung einer Apsis an den Turm; letzteres Motiv verrät den schwäbischen Einfluss: die kleinen Hirsauer Kirchen Simmersfeld (Oberamts Nagold) und Mönchberg (Oberamts Herrenberg) zeigen denselben Grundriss wie St. Andreas in Prüfening.

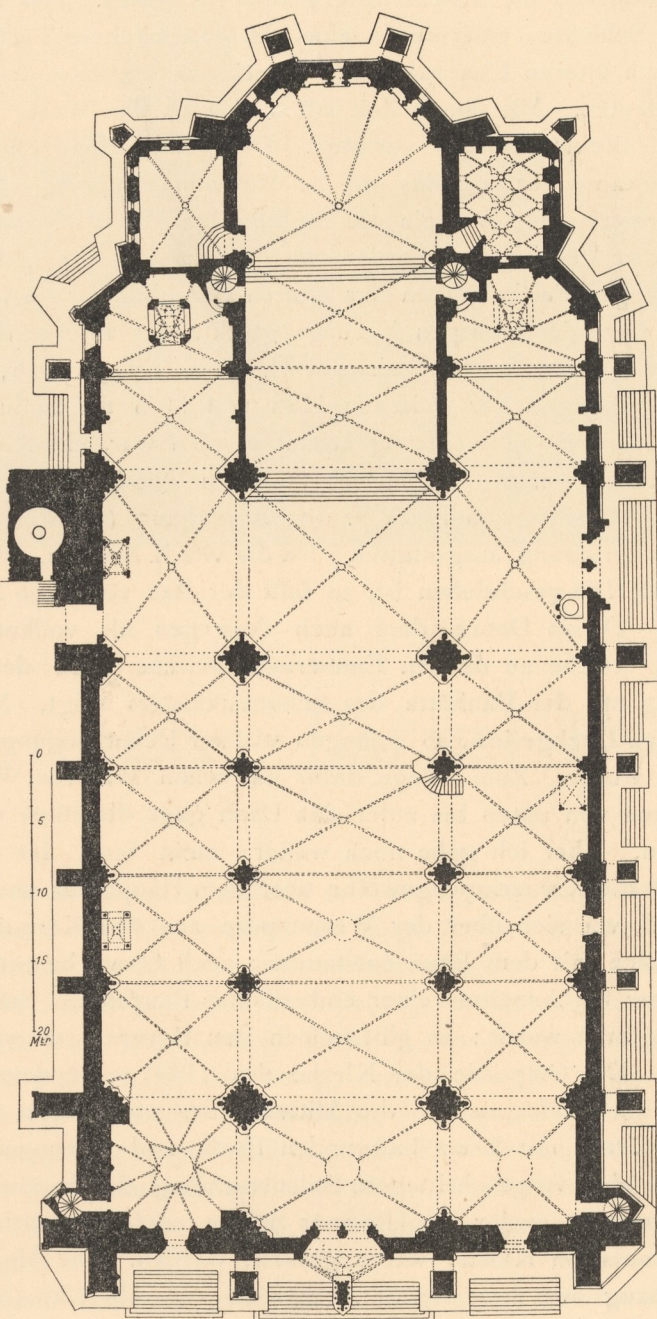
Die beiden Prüfening Kirchen sind Quaderbauten (mit Füllmauern) und zwar ist die Klosterkirche der früheste datierte Quaderbau der Regensburger Gegend. Die Regensburger Bauten des 11. Jahrhunderts haben noch durchgehends Bruchsteinmauern; die Verwendung von Quadern beschränkt sich auf die Ecken (Staufer Kapellenbau) und auf die Wandpfeiler.

Durch Prüfening steht die Regensburger Architektur in Beziehungen zur Bauschule der Hirsauer Mönche, die einen so bestimmenden Einfluss auf einen grossen Teil Deutschlands geübt hat. Aber nicht bloss baugeschichtlich ist Prüfening von Interesse, auch in politischer und kulturgeschichtlicher Beziehung ragt es hervor: in Gründung, Plan und Aufbau ist das Prüfening Münster, das heute inmitten eines prächtigen Schlossparkes steht und mit seinen beiden Türmen die gesegneten Fluren des Donauthales grüsst, ein Monument aus der Zeit des Investiturstreites, einer der drangvollsten Perioden der deutschen Geschichte.

Unter den Bauten der Stadt Regensburg selbst ist, wie Berthold Riehl zuerst erkannt hat, der älteste Teil der Schottenkirche von den Hirsauern beeinflusst: die Osttürme über dem Ende der Seitenschiffe mit ihren vorgelegten Apsiden gehen direkt auf die Klosterkirche von Prüfening zurück. Die Türme und Apsiden rühren von einem Baue her, der nach Hochwart und Andreas Presbyter um 1120 geweiht worden ist. Wie in Prüfening sind kleine Quadern verwendet, in Höhen von 10—25 cm.

Einer anderen Richtung gehört die Allerheiligenkapelle im Domkreuzgange an. Der kleine reizvolle Bau besteht aus einem Quadrate, dessen freiliegende drei Seiten mit Apsiden versehen sind. Oberhalb der Apsiden geht das Quadrat ins Achteck über und ist hier mit einer Kuppel geschlossen. Wirkt das Aeussere schon durch den Wechsel und das Ueberschneiden der Linien sehr malerisch, so gewinnt es auch durch den Reichtum der Dekoration einen hohen Reiz. Den eigenartigen Charakter der Profile an den Konsolen des Rundbogenfrieses, den Gesimsen, den Kämpfern der Pilaster hat Quast sehr richtig hervorgehoben. Besonders bemerkenswert sind an den Profilen die gehäuft unmittelbar auf einander sitzenden kleinen Kehlen. Quast hat aus dem Umstande, dass Bischof Hartwich II. (1155—1164) inmitten der Kapelle begraben wurde, den Schluss gezogen, dass dieser Bischof die Kapelle auch gestiftet und gebaut hat. Seitdem wird Bischof Hartwich in der Literatur gewöhnlich mit Bestimmtheit als Bauherr genannt. Ich möchte es aber nicht für ausgeschlossen halten, dass die Kapelle noch der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstammt. Und zwar bestimmt mich zu dieser Anschauung die Technik der Mauern. Während beweist, ihren eigenen Geistlichen hatte. St. Michael ist als Seelenführer der bevorzugte Patron von Friedhofskapellen und ebenso erscheint Allerheiligen als ein sehr passender Titel für solche Bauten. Auf dem Quintins-Kirchhofe in Mainz bestand eine Allerheiligenkapelle mit Beinhaus unter dem Altar. Ich meine also, dass die Allerheiligenkapelle im Domkreuzgange nicht nur die Grabkapelle des Bischofs Hartwich II., sondern die Sepulturnkapelle des Domkreuzganges überhaupt ist, die schon vor dem Regierungsantritte Hartwachs erbaut sein kann.

Ungefähr gleichzeitig mit der Allerheiligenkapelle mag der isolierte Glockenturm von Obermünster entstanden sein. Wenigstens ist die Mauertechnik des Oberbaues über dem aus Quadern der römischen Stadtmauer gefügten Untergeschosse eine auffallend ähnliche. Dazu kommt die gleiche einfache Form der (technisch etwas anders behandelten) Rundbogenfrieses, die zum Teil auf ähnlich profilierten Konsolen wie dort ruhen, zum Teil aber auch auf Köpfen. Ich möchte die Vermutung nicht unterdrücken, dass der Glockenturm von Obermünster und die Allerheiligenkapelle von italienischen Werkleuten gebaut wurden, von Comasken, die ja in Deutschland vielfach gearbeitet haben. Die eigenartigen Profile und der ganze Entwurf der Allerheiligenkapelle, sowie das italienische Aussehen des Glockenturmes führen zu diesem Gedanken. Die Thätigkeit von Comasken in Regensburg ist durch einen interessanten Brief des Gebhard von St. Mang an den Mailänder Erzbischof Obertus vom Spätherbst 1146 bezeugt. Gebhard bittet den Erzbischof, dass er einen italienischen Baumeister, der bei den Bauten von St. Mang thätig war, jetzt aber von seinen unter ihm arbeitenden Landsleuten aus



Dom.

Sockel, Wandpfeiler, Gesimse und Konsolen aus Kalkstein gehauen sind, bestehen die Mauern aus kleinen, flüchtig gearbeiteten Sandsteinquadern von 7—16 cm Höhe, entsprechen also in der Grösse etwa dem Verband, wie er an den Mauern in Prüfening und an den Türmen und Seitenapsiden der Schottenkirche auftritt. Andererseits zeigt jedoch der ziemlich reiche Sockel (Schräge, Wulst, Kehle) in Verbindung mit den mannigfaltigen und gehäuft gegliederten Profilen der Gesimse, dass die Kapelle sicher später als die Kirchen in Prüfening und die Schottentürme entstanden ist, keinesfalls vor 1130. Wenn ich das Grab des Bischofs Hartwich II. nicht für entscheidend genug halte, um der gewöhnlichen Annahme zu folgen, so fasse ich hiebei ausserdem auch die Lage und den Titel des Baues ins Auge. Die Kapelle liegt an der Sepultur des Domkreuzganges, die in erster Linie für die Domgeistlichkeit bestimmt war. Und ihr Titel Allerheiligen lässt im Zusammenhange mit dem in der östlichen Apsis thronenden hl. Michael und dem ganzen auf das jüngste Gericht bezüglichen, von Bauamtman Krenner im Jahre 1897 aufgedeckten Gemäldecyclus des Innern überhaupt darauf schliessen, dass sie die Kapelle dieser Sepultur war, die, wie ein Grabstein in der Nähe

Neid und Missgunst verleumdet werde, bei dem Bischof von Como in Schutz nehme. Er habe diese italienischen Steinmetzen nun entlassen, weil sie eigenmächtig und anmassend arbeiteten und ihn im vorigen Jahre täuschten, indem sie ihm einen Meister zuführten mit dem Vorgeben, derselbe sei von dem (mit Gebhard befreundeten) Kustos Martin in Mailand geschickt. Er habe die Arbeiter „der reichen Aebtissin“ (wohl von Niedermünster), welche eben ein grosses, aber einfaches Bauwerk (*opus magnum sed planum*) aufführe, zugesendet, damit er einerseits ihnen nütze und andererseits die Aebtissin nicht täusche. Nun aber ärgerten sich die Italiener, dass der Bau von St. Mang, der unfern von ihnen liege (d. h. wohl von Niedermünster), von allen gelobt und als fehlerlos anerkannt werde. Sie hätten daher, obwohl sie ihm geschworen, weder seinem Bau noch seinen Arbeitern hinderlich zu sein, sich feindselig benommen.

Der Allerheiligenkapelle und dem Glockenturm von Obermünster dürfte zeitlich am nächsten die Kirche von Niedermünster stehen, eine dreischiffige, ehemals flach gedeckte Pfeilerbasilika ohne Querschiff, mit zwei Westtürmen. Nur das Mittelschiff hat eine Apsis, während die Seitenschiffe gerade schliessen. Der regelmässige Quaderbau zeigt durch die 20—30 cm betragende Höhe der Schichten entschieden eine viel entwickeltere Technik als Prüfening und die Osttürme der Schottenkirche, zugleich aber auch älteren Charakter als der Erneuerungsbau der letztgenannten Kirche, dürfte also auf die Mitte des 12. Jahrhunderts deuten. Mit dieser Zeit stimmen auch das West- und das Südportal überein, die in ihren Blätterkelchkapitälern wohl italienischen Einfluss verraten. Die gekuppelten Fensteröffnungen in den Chorscheidewänden gehen, wie Berthold Riehl erkannt hat, auf das gleiche Motiv in Prüfening zurück. Innerhalb des Regensburger Romanismus ist die Kirche von Interesse, weil sie allein die zweitürmige Westfront hat. Beachtenswert ist, dass an den Säulchen die Eckzierden fehlen, was in Verbindung mit der gleichen Erscheinung in Prüfening und am Altar der Allerheiligenkapelle für Regensburg ein langes Festhalten an der älteren Basenbildung bedeutet. Uebrigens haben die Basen der Säulen an den Portalen und an dem gleichzeitigen Kreuzgangtrakt, der an Altstadt-Schongau erinnert, Eckknollen.

Ungleich wichtiger als Niedermünster ist die Schottenkirche St. Jakob, neben dem Dom der bekannteste und berühmteste Bau der Stadt. Abt Gregor, der zwischen 1148 und 1156 die Leitung des Klosters übernahm, hat die Kirche aus der Zeit von 1110—1120, welche sehr eifertig erbaut worden war, mit Ausnahme der Türme abgerissen und an ihrer Stelle „vom Grund bis zu oberst“ einen Neubau aus schönen Quadern errichtet, mit Blei gedeckt und einem Plattenboden versehen, ausserdem das Klostergebäude d. h. den Kreuzgang (*claustrum*) mit skulptierten Kapitälern und Basen geschmückt und mit einer Wasserleitung ausgestattet. Da die vita b. Mariani, der wir diese Nachrichten verdanken, nach Wattenbach zwischen 1183(?) und 1185 geschrieben ist, so fällt der Bau vor diese Zeit, und zwar wohl im wesentlichen in die sechziger und siebziger Jahre. Dieses Datum darf auch deswegen als vollkommen gesichert betrachtet werden, weil die Ornamentik der Neubauten, welche an der St. Emmeramer Kirche nach dem grossen Brande von 1166 nötig wurden, den innigsten Zusammenhang mit der Bauhütte des Schottenklosters zeigt. Mustern wir den Bau der Schotten- oder Jakobskirche vom Sockel bis zum Dachgesims, so gelangen wir zur Ueberzeugung, dass derselbe ohne Unterbrechung und in raschem Fortgang aufgeführt wurde. Zum Belege dafür hat schon Graf von Walderdorff auf die Steinmetzzeichen hingewiesen, „welche innen und aussen von unten bis unter das Dach ganz dieselben sind“. Ich kann diese Beobachtung nach eigener Untersuchung bestätigen. Aber ich gehe noch weiter: nicht bloss der flachgedeckte Teil der Kirche mit der ganzen Dekoration, sondern auch die Kreuzrippengewölbe über dem Hauptchor und über der Westempore entstammen der Zeit des Abtes Gregor. Sie sind, wie sich über der Westempore aus den Konsolen und den übrigen Stützen ganz klar und unzweifelhaft ergibt, einheitlich mit dem Baue entstanden; auch Quast betont die Einheitlichkeit.

Man wird sofort zugeben, dass bei Annahme einer einheitlichen Bauzeit der Schottenkirche noch eine viel grössere Bedeutung zukommt, als bis jetzt geglaubt wurde: es gibt keinen Bau Bayerns, an welchem das Rippengewölbe quellenmässig so früh bezeugt ist, wie hier. Die Ostpartie der Kirche des 1143 gegründeten Cisterzienserklosters Walderbach mag mit ihren rechteckigen Rippen am Kreuzgewölbe des Mittelschiffes etwas älter sein, aber wir besitzen kein Datum als Beleg. Die Rippen der Schottenkirche mit ihrem halbrunden Profil und ihren quadratischen Knöpfen und Perlstäben (diese nur im Chor) bekunden bereits eine vorgeschrittenere Stilentwicklung als die von Walderbach. Es ist klar, dass wir zur Erklärung dieser frühen Rippengewölbe weder die Hirsauer Schule noch lombardische Einflüsse herbeiziehen können. Die Erklärung liegt viel näher, sie muss im Kloster selbst gesucht werden. Die Mönche waren ausschliesslich Irländer (Schotten), sie erhielten beständig Zuzug aus ihrer Heimat. Speziell von Abt Christian, dem Vorgänger Gregors wissen wir, dass er, um die durch Filiation der Klöster in Würzburg, Nürnberg und Konstanz gelichtete Zahl seiner Konventualen wieder zu mehren, eine Reise nach Schottland machte und in Begleitung von Landsleuten wieder zurückkehrte. Was ist natürlicher, als dass die ausländischen Mönche, in deren heimischen Klöstern seit Jahrhunderten Wissenschaft und Kunst gepflegt wurde, in ihrem Kirchenbaue im fremden Lande ihre eigenen Anschauungen so gut als möglich zum Ausdrucke brachten? Und in der That, der normannisch-englische Stil verrät sich mehrfach am Baue von St. Jakob, so vor allem an den spezifisch englischen Pfeifen- oder Faltenkapitälern von mehreren Säulchen des Kreuzganges (jetzt als Chorschranken verwendet, siehe in unserm Werk Blatt VII der Schottenkirche links oben), in dem Zickzackornament der Bogenlaibung des Portales, das vom südlichen Nebenchor in den Kreuzgang führt; die eigenartige Form und stark reliefierte Gliederung dieses Ornamentes erinnert überraschend an normannisch-englisch-schottische Manier (vgl. z. B. die Abteikirche von Kelso in Schottland); ferner in der Dekoration der Aussenwände der seitlichen Chorschranken, die mit ihren rechtwinklig gebrochenen Ornamenten z. B. der Wandverzierung der Kirche von Thaon bei Caen nahe steht (vgl. Pugin, *Specimens of the architecture of Normandy* 1874 Pl. XX.). Sehr bezeichnend ist auch das in mehreren Variationen auftretende Flechtornament an den Deckplatten der Schiffsäulen, den Gesimsen des grossen Nordportales, sowie an der attischen Sockelgliederung und den Säulenbasen des letzteren; wichtig sind insbesondere die rechtwinklig durchgezogenen Flechtornamente an den unteren Wulsten des Sockels am westlichen Portalgewände, die auch den grössten Teil der grossen Kehle am äussersten westlichen vorspringenden Pfeiler des Portales bedecken; dieselben Ornamente finden sich z. B. an der Kathedrale von Bayeux (freilich auch in Moosburg). Das Ueberwuchern des Ornamentes, das Ueberziehen grösserer Flächen mit demselben,

wie an den Chorschranken und am Nordportal atmet den Geist normannischer Dekorationsmanier. Den gleichen Einflüssen schreibe ich auch die Wahl von Säulen als Arkadenstützen in der grösseren westlichen Hälfte des Langhauses zu. Säulen werden im normannisch-englischen Stil als Stützen der Schiffarkaden neben den Pfeilern vielfach verwendet, allerdings nicht so schlank geformt, wie in der Jakobskirche. In der schlanken Form der Säulen stehen eben die Regensburger Schotten unter deutschem Einfluss. Und doch kommt daneben die ganze Schwerfälligkeit ihrer heimischen Kunst zum Durchbruche, ich meine in den plumpen Säulen, welche die Empore tragen. Mit Betonung muss hervorgehoben werden, dass die Arkadenstützen der Schottenkirche sich von den Säulen des deutschen Romanismus scharf unterscheiden, indem sie, im Gegensatze zu den monolithen Säulenschäften der deutschen Schule, dem französischen und englischen Brauche folgend aus Werkstücken aufgemauert sind; sie lassen infolge dessen den Linienreiz deutschromanischer Säulen vollständig vermissen. Die gedrückte Form der Kapitäle dieser Säulen geht auf den gleichen Ursprung zurück. Eine weitere Bestätigung des fremden Einflusses dürfte in der Dekoration der Rippen des Chorgewölbes gegeben sein, die in solcher Eigenart, soviel ich weiss, nur noch in England und in Frankreich (hier häufig in der Auvergne) nachzuweisen ist. Auf die Normandie möchte ich auch die Konsolen unter dem Kranzgesims der Hauptapsis zurückführen, die dort ganz besonders beliebt waren. Ich behalte mir vor, auf den Zusammenhang der Schottenkirche mit der normannisch-englischen Baukunst an anderem Orte eingehender zurückzukommen. Die Hinweise, die ich hier gemacht, konnten nicht umgangen werden, wenn ich zurückgreifend auf eine in der älteren kunstgeschichtlichen Literatur geltend gemachte Anschauung, für die Eigentümlichkeit des Baues entgegen der in neuerer Zeit herrschenden Stimmung die Erklärung wieder in dem Vaterlande der Schottenmönche suchte. Oberitalienischer Einfluss^{*)} spielt ebenfalls mit.

Als Abt Gregor den Neubau der Kirche ausführte, war er durch den Entschluss, die beiden Osttürme zu konservieren, an die Beibehaltung der Breite der Schiffe der alten Kirche gebunden. Die Arkadenstützen aber und mit ihnen den ganzen Hochbau führte er höher hinauf und erreichte so eine Höhenentwicklung des Mittelschiffes, welche jene in Prüfening noch übertrifft. Wie er im Apsidenschluss des Chores und in dem Verzicht auf ein Querschiff der in Regensburg eingebürgerten Sitte folgte, so schloss er sich auch in dem Verzicht auf die im normannisch-englischen Stil üblichen Emporen über den Seitenschiffen der Landesart an. Dafür aber errichtete er, wohl in Erinnerung an die ausgedehnten Emporen der normannischen Schule, im Westen eine Empore von der Breite des Langhauses, die, wie man aus den beiden steinernen Treppen in der Mauerdicke der Westwand schliessen darf, nicht für die Mönche, sondern für das Volk bestimmt war und sich dadurch z. B. von der Westempore in Walderbach unterscheidet.

Das Prunkstück der Schottenkirche ist das grosse Nordportal. In ihm kam die Dekorationslust der Schottenmönche ungezügelt zum Durchbruch. Man hat verschiedene Erklärungen der reichen Figurenwelt dieses Portales versucht, bis endlich A. Goldschmidt in seiner Schrift über den Albani-Psalter in Hildesheim 1895 mit Beiziehung eines umfassenden Vergleichsmaterials den überzeugenden Nachweis erbrachte, dass der Schlüssel zur Erkenntnis des Zusammenhanges im Psalter zu suchen sei. Dem Volke, das durch das Portal in die Kirche tritt, sollen die Steine den Schrecken der Welt, die Nachstellungen des Bösen predigen, vor welchen allein nur die Kirche errettet.

Noch heute, nach 700 Jahren, wirkt das Schottenportal mit Macht auf den Besucher der Kirche ein, sei es, dass dieser eine ihm verschlossene Rätsel- und Fabelwelt voll regelloser Willkür zu sehen glaubt, oder dass er in den tief durchdachten Sinn des scheinbar rohen und barbarischen Monumentes einzudringen vermag. Eine geradezu überwältigende Wirkung aber muss die Schottenkirche in der ihrer Erbauung nahe liegenden Zeit geübt haben. Ein solcher Reichtum an Ornamentik war bis jetzt in der Architektur der Donaugegend unerhört. Die Schottenkirche bildet in dieser Beziehung den grössten Gegensatz zu den früheren Bauten. Insbesondere ist es die figürliche dekorative Plastik, die, vorher nur in schwachen Anfängen vertreten, hier mit einem Schlage in augenfälligster, fast massloser Weise sich breit macht. Um den Unterschied recht deutlich zu erfassen, vergleiche man die Klosterkirche von Prüfening, die jedes pflanzliche und figürliche Ornament verschmährt und lediglich durch ihre Massverhältnisse und durch Einfachheit der Form ihren hohen künstlerischen Wert erhält. Die phantasievolle Dekoration der Schottenkirche übte Einfluss nicht bloss auf die Portale von Göcking und Münchsmünster, sondern auf eine Reihe anderer Kirchen in der weiteren Donaugegend: der Bau erscheint als epochemachend für das Donauthal von Regensburg bis Ingolstadt und auch flussabwärts.

Interessant ist auch die entwickelte Mauertechnik der Jakobskirche. Während wir an der Klosterkirche von Prüfening Quaderschichten von etwa 12 bis 30 cm Höhe, an Niedermünster solche von 20—30 cm finden, messen die Quader der Jakobskirche 30—60 cm. Weitaus die meisten romanischen Bauten der Donaugegend zeigen die grossen Quadern, wie wir sie an einem datierten Werke zuerst an der Schottenkirche finden, sind also spätromanisch.

In Regensburg steht, wie schon oben erwähnt, der Umbau der Klosterkirche von St. Emmeram nach dem Brande von 1166 in inniger Beziehung zu der Bauhütte der Schotten. Eingehende Untersuchungen haben mir ergeben, dass das Langhaus zwischen Chor und westlichem Querschiff damals neu gebaut wurde. Durch dieses Resultat der Bauanalyse erhält die wichtige Nachricht, die ein Mönch in einem Prüfeninger Codex des 12. Jahrhunderts kurz nach dem Brande niederschrieb, ihre Erklärung: „Im Jahre des Herrn 1166 brannte das Münster des hl. Emmeram nieder und die Mauern, welche vor 400 Jahren auf Befehl Karls des Grossen von Bischof Simpert erbaut worden waren, stürzten ein“. Der Neubau wurde aus Quadern aufgeführt, mit Rundstäben an den Kanten der Arkadenbögen und Pilastern an der Hochwand des Mittelschiffes, welche Blendbögen tragen, unter denen die Fenster sitzen. Die Pilasterkämpfer sind im Stil der Schottenkirche verziert. Das Mittelschiff wurde wiederum flach gedeckt, die Seitenschiffe aber erhielten statt der bisherigen flachen Decke — der gemalte Fries unterhalb derselben ist über dem Doppelportal noch in Bruchstücken erhalten — gratige Kreuzgewölbe. Auch die Vorhalle wurde damals neu gebaut. Die Häufung der Rundstäbe an den Kämpfern der Vorhalle findet sich auch an den Pfeilern des Chores der Schottenkirche. Gerade die Profile dieser Kämpfer bezeugen in Verbindung mit den übrigen Details beider Kirchen, dass, wie schon Quast treffend bemerkte, im Gegensatze zu den Regensburger Bauten des 11. und auch noch der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts nun eine derbere, plumpere, ja rohe Formenbildung eintritt.

Die Fortentwicklung des Stiles der Schottenkirche zeigt klar die ehemalige Galluskapelle in der jetzigen Dompfropstei. Ihre Kelchkapitäl mit Blattumrollungen schliessen sich an die Formen an, wie wir sie in der ehemaligen Brunnenkapelle im Schottenkreuzgang treffen. Der Rundbogenfries mit deutschem Band an der Ostseite der Kapelle entspricht genau dem gleichen Fries am Westbau von St. Jakob. Die Galluskapelle, die schon durch ihren Patron auf Beziehungen zu den Schotten weist, wird um 1200 entstanden sein.

Mit der Galluskapelle schliesse ich hier die Würdigung der romanischen Architektur Regensburgs ab. Noch wären eine Reihe anderer Bauten zu nennen, aber für meinen Zweck, die Chronologie der romanischen Bauten der Stadt so darzustellen, wie sie sich im Verlaufe meiner Studien ergab, dürfte das Gesagte genügen.

Im Anfange des 13. Jahrhunderts machen sich in der Baukunst Regensburgs neue treibende Kräfte bemerkbar. Hatten wir schon in der Schottenkirche durch den normannischen Stil vermittelten französischen Einfluss zu konstatieren, so tritt dieser nun, entsprechend der von Frankreich ausgehenden Entwicklung der Gotik übermächtig und bestimmend auf. Noch stand die Stadt in voller Blüte, der ausgedehnte Handel war noch immer eine Quelle steigenden Reichtums. Das 13. Jahrhundert brachte den Regensburgern die Ausbildung der städtischen Verfassung. Aber schon bald traten die Anzeichen des Verfalles ein. Die Würde der Hauptstadt des deutschen Reiches schwand unter den veränderten politischen Verhältnissen dahin. Und die dafür um 1250 eingetauschte Würde einer freien Reichsstadt bot für den Verlust der centralen Bedeutung keinen Ersatz. Durch die Eroberung Konstantinopels im Jahre 1204 verschoben sich die Handelsstrassen, die günstige Lage der Stadt an der Donau verlor mit dem Sinken der Bedeutung dieses Flusses für den Handel viel von ihrem Werte, die Wege, welche der Welthandel nun von den Hauptstapelplätzen Venedig, Genua und Mailand gegen Norden nahm, führten seitab von Regensburg über Augsburg und Nürnberg.

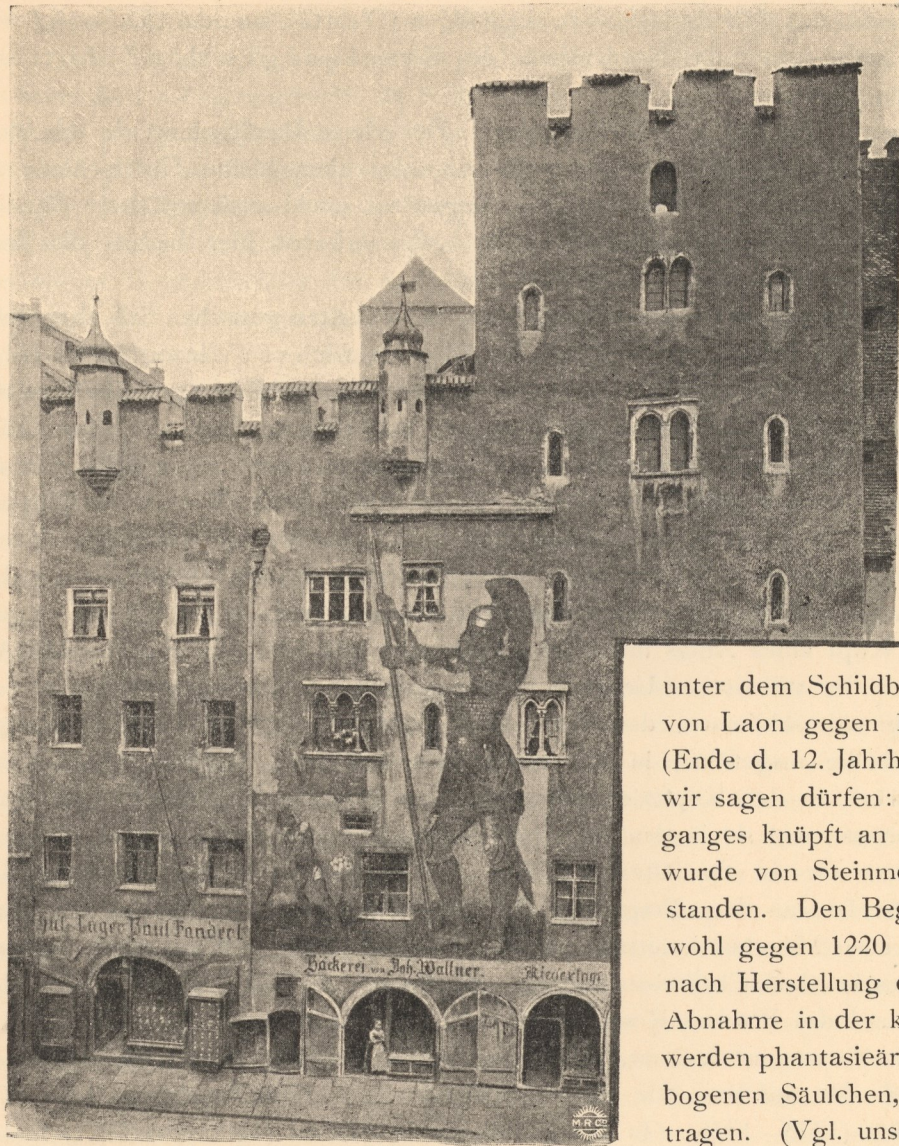
Entsprechend diesen Verhältnissen bietet die Baukunst Regensburgs im 13. Jahrhundert eine Fülle wichtiger und für die deutsche Baugeschichte höchst belangreicher Monumente, während im Laufe des 14. Jahrhunderts an den Bauten das allgemeine Interesse gegenüber dem mehr lokalen in den Hintergrund zu treten beginnt. Ja, das 13. Jahrhundert, die Zeit des Gährens und Werdens in der deutschen Baukunst, hat hier Denkmäler geschaffen, an denen wir das Eindringen der französischen Gotik, die Entwicklung des neuen Stiles, aber auch daneben das Festhalten an der älteren Richtung, das Kämpfen und Ringen des Alten mit dem Neuen in ausgezeichneter Weise verfolgen können.

Das Kloster St. Emmeram steht wiederum an der Spitze der Bewegung. Glücklicherweise besitzen wir einen festen Ausgangspunkt für die Datierung. Ich meine die Säulchen an der Fenestella des Dionysioschores. Die Fenestella und die hinter ihr liegende Grabkammer hängt mit dem Altare des Dionysioschores zusammen, über den eine Weihe vom 16. Januar 1211 überliefert ist. Die Säulen haben kelchförmige Kapitäl mit jetzt grösstenteils abgebrochenen Umrollungen der Blätter, sind also bereits frühgotische Bildungen, die eine entwickeltere Stufe zeigen als die aus zwei Reihen Blättern bestehenden Kelchkapitäl der Westempore der Schottenkirche. Auffallend ähnliche Kapitäl finden sich nun im nördlichen Kreuzgangtrakt von St. Emmeram. Aber der Umstand, dass die Basen an der Fenestella noch höher, kräftiger gebildet sind, deutet wohl darauf, dass der gotische Umbau des Kreuzganges etwas später beginnt.

Der Kreuzgang von St. Emmeram muss, was künstlerischen Reiz anbelangt, unter den Bauwerken Regensburgs in erster Linie genannt werden. Waagen bezeichnet ihn als den schönsten Kreuzgang Deutschlands. Quast gibt dem Kreuzgange des Domes von Trier den Vorzug, und andere mögen auch andere Namen nennen. Was aber als unbestreitbar behauptet werden darf, das ist, dass wir hier wie in keinem anderen Kreuzgange die Entwicklung der Baukunst durch drei Jahrhunderte verfolgen, vor allem die Entwicklung im 13. und 14. Jahrhundert Schritt für Schritt studieren können. Schon oben habe ich das Joch im nordöstlichen Ecke für die Mitte des 11. Jahrhunderts in Anspruch genommen. Ihm reihen sich gegen Westen drei Joche mit einfachen Kreuzgewölben aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an. Diese Bauzeit beweisen die „geschnürten“ Basen — so möchte ich sie nennen — an den Säulen des von hier in das südliche Seitenschiff der Kirche führenden Portales und die grossen, durchschnittlich 40 cm hohen Quadern der Aussenmauern, mit welchen ganz niedere 10—12 cm hohe Schichten ähnlich wie stellenweise an den Mauern der Schottenkirche (südliche Hochwand) wechseln. Aus dem schlichten romanischen Bau tritt man in den frühgotischen Teil des Kreuzganges, der in reichster Pracht entlang der Kirche von Ost nach West gebaut wurde. In der kunstgeschichtlichen Literatur findet man gewöhnlich die Angabe, dass der Kreuzgang von St. Emmeram den gotisierenden Uebergangsstil zeige und im Anfange des 14. Jahrhunderts vollendet wurde. Allein dies ist unrichtig. Der Bau zog sich bis zum Schlusse des 14. Jahrhunderts hin. In langsamem Fortschreiten wuchs er während mehr als anderthalb Jahrhunderten heran, so dass in den einzelnen Abteilungen Schritt für Schritt die Entwicklung der Gotik von ihrem frühesten Auftreten bis zu ihrem Verfall sich ausprägt. Der St. Emmeramer Kreuzgang ist dadurch für die Regensburger Kunstgeschichte von allergrösster Bedeutung: nach seinen einzelnen Bauabschnitten kann man geradezu die Entwicklungsphasen der Gotik, wie sie da und dort in der Stadt auftreten, benennen.

Der erste Bauabschnitt umfasst die sieben Joche des nördlichen Traktes. Dann folgt das Nordwestjoch mit dem reichen, in die Kirche führenden Portal. Daran reihen sich als dritter Abschnitt die zunächst liegenden drei Joche des Westtraktes. Die in der Mitte des Westtraktes liegenden Joche kommen nicht in Betracht, da sie bei Errichtung der fürstlichen Gruftkapelle umgebaut wurden. Der vierte Bauabschnitt erstreckt sich über jene drei Joche des Westtraktes, welche unmittelbar vor dem Joch in der Südwestecke liegen. In diesem südwestlichen Joch, in welchem der fünfte Abschnitt beginnt, stossen wir auf eine Datierung. Am Schlussstein sieht man den bartlosen Kopf eines Abtes mit Inful und Wappen und liest die Umschrift; HAINRICVS ABBAS NATVS DE WINTZER. Abt Heinrich von Winzer regierte 1305—1312. Hier setzt zum erstenmale die völlig entwickelte Gotik ein. Alle vorhergehenden Joche fallen somit vor das Jahr 1305.

Der schönste und edelste Teil des Kreuzganges ist der nördliche Flügel. Und hier finden wir die kühnste und freieste Behandlung der Kapitäl und Schlusssteine wiederum in den vier östlichsten Jochen, also am Beginne des Ganzen.



Haus zum Goliath.

Köstlich ist das gruppierte Kapital des Säulenbündels zunächst am östlichen Eingang mit dem Faunsköpfe, aus dessen Mund Blattranken entspriessen, die über mehrere Abteilungen des Kapitāls hingleiten; an demselben Kapitāl auch ein phantastisches drachenartiges Tier, das hinten in eine Blattranke endigt. (Vgl. unser Bl. VI.) Welche Phantasie spricht z. B. auch aus dem Kapitāl der einen südlichen Säule des Eingangsbogens, an welchem eines der umgerollten Blätter in einen Tierkopf, zwei in Menschenköpfe auslaufen! (Vgl. unser Bl. V.) Das frei behandelte Blattwerk dieser Kapitāle erinnert an Kapitālformen von Saint-Leu d'Esserent (Chor, Ende des 12. Jahrh.), Vézelay (Chor, Anfang des 13. Jahrh.) und Saint-Martin des Champs in Paris (Refektorium um 1220). Knospenkapitāle von der Form, wie sie unser Bl. V zu äusserst links

unter dem Schildbogen zeigt, finden wir in der bischöflichen Kapelle von Laon gegen 1170, auch am Chor der Kathedrale von Mantes (Ende d. 12. Jahrh.). Die Aehnlichkeit der Formen ist so gross, dass wir sagen dürfen: der nördliche Trakt des St. Emmeramer Kreuzganges knüpft an die nordfranzösische Schule der Frühgotik an, er wurde von Steinmetzen erbaut, die in Verbindung mit jener Schule standen. Den Beginn der Thätigkeit dieser Steinmetzen darf man wohl gegen 1220 datieren. Im Fortschreiten des Baues verrät sich nach Herstellung des Joches mit der gekuppelten Fensterarkade eine Abnahme in der kühnen Freiheit der Formbehandlung, die Kapitāle werden phantasieärmer. Von Interesse sind die kurzen, knieförmig gebogenen Säulchen, welche an der Aussenwand den Rundbogenfries tragen. (Vgl. unser Bl. VII.) Sie erinnern an Cisterzienserart, wie auch einige der Kapitāle.

In dem nordwestlichen Joch mit dem grossen Portal tritt eine andere Stilphase ein. Die Knospenkapitāle sind mehr entwickelt, die Stengel lösen sich freier vom Kerne des Kelches, der tellerförmige obere Kelchrand ist mehr ausgebildet, so dass er vor der Unterseite der Deckplatte vortritt. Die flachen Basen haben zwar noch gleich jenen im Nordtrakt das Eckblatt, scheinen aber nicht mehr ganz so kräftig und schwellend zu sein. Die Gewölbeanfänger sitzen höher, und diese Höhe wird nun in der weiteren Fortführung des Baues beibehalten. Während die Profilierung der Rippenanfänger im Nordtrakt durch eine Schräge abgefangen wird, fällt die Schräge von nun ab weg. Die Kämpfer und Sockel sind anders profiliert. Das birnförmige Rippenprofil ist zwar im wesentlichen dasselbe, aber es ist mit mehr Rücksicht auf kräftige Schattenwirkung gearbeitet; die Kehlen der Rippen, die bis jetzt 8 cm breit waren, erhalten 10 cm Breite.

Von grossem Interesse ist der dritte Bauabschnitt. Die drei ersten Joches des Westtraktes zeigen etwas andere Formen an den Knospen der Kapitāle, noch mehr aber an den Basen; die Kehle der letzteren ist tiefer eingearbeitet, daher schattenreicher, der untere Pfahl mehr gewölbt. Die Eckblätter fehlen. Der Birnstab der Rippen ist kräftiger. Alles dies deutet wieder auf einen Stilfortschritt gegenüber dem Nordwestjoch. Von grösster Wichtigkeit ist nun aber, dass wir in diesen drei Jochen klar und unzweideutig Berührungspunkte mit der Ornamentik der Ulrichskirche beim Dome finden. Eine Säule mit gewunden kanneliertem Schaft (zwischen dem zweiten und dritten Joch) hat ein eigenartiges Kapitāl, das in fast identischer Form in der Ulrichskirche wiederkehrt, und zwar an der nördlichen frei stehenden Säule auf der Westempore. (Auf unserer Innenansicht der Ulrichskirche oben rechts.) Die Rosette mit den drei windschiefen Blättern an der Kreuzung der Gewölberippen des ersten Joches begegnet häufig an den Schlusssteinen der Ulrichskirche. Nur hier im ganzen Kreuzgang sehen wir einmal das Kapitāl mit den zwei Reihen Schilfblättern, das wir auch in St. Ulrich antreffen. An einem andern Kapitāl sind dreifache Blätter an einem Stiel angebracht, die ähnlich in der Kirche sich finden. Es kann kein Zweifel sein: die Erbauung der Ulrichskirche fällt in die gleiche Periode wie die drei ersten Joches des westlichen Kreuzgangtraktes von St. Emmeram. Die Bauhütten beider Werke stehen in innigster Beziehung. Die Dompfarrkirche St. Ulrich wird zum erstenmale im Jahre 1263 erwähnt. Die bisherige Annahme, dass die Kirche um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut ist, stimmt mit der Zeit überein, die nach der Bauanalyse den ersten drei Jochen des westlichen Kreuzgangflügels zugesprochen werden darf.

Hatte bis jetzt die französische Frühgotik in den stillen Räumen der Benediktiner von St. Emmeram ihre reizvollen Werke geschaffen, so hielt sie nun mit dem Baue der Dompfarrkirche vor aller Welt ihren Einzug in Regensburg. Schon von anderen (Redtenbacher, Riehl, Graf von Walderdorff) wurde auf den Zusammenhang der Ulrichskirche mit der Frühgotik Nordfrankreichs hingewiesen, namentlich mit Laon und Mantes. So erklärt sich das System des Aufbaues mit den Emporen und Strebebögen, so erklärt sich die Formensprache der Kapitāle und Kopfkonsolen, vor allem auch die Fensterrose der Westfaçade.

An diese beiden Werke schliesst sich stilistisch das Mittelschiff der ehemaligen Deutschordenskirche St. Egidien an. In engster Beziehung zu St. Ulrich steht ferner das Nordostjoch des Kreuzganges der Schotten, das mit einem Rippenkreuzgewölbe auf Bündelsäulen überspannt ist.

Wir setzen die Wanderung im Kreuzgange von St. Emmeram fort. Der vierte Bauabschnitt (in den drei letzten Jochen des Westtraktes) zeigt zwar dieselben Rippenprofile wie der vorhergehende, aber kleine Unterschiede an den Sockeln, etwas kräftigere Basen, vor allem aber gekrauste Knospen an den Kapitälern, sowie auch entfaltete Blumen an Stelle der Knospen, daneben ferner schon Blattwerk der entwickelten Gotik. Man erkennt hier bereits die Zeit, in der die ältesten Teile des Regensburger Domes entstanden.

Einen entschiedenen Bruch mit der älteren Richtung und einen ausgeprägten entwickelten gotischen Stil aber stellt erst das südwestliche Joch dar, eben jenes, das durch den Schlussstein als Werk des Abtes Heinrich von Winzer (1305—1312) bezeugt ist. Hier verschwindet das Knospenkapital und an seine Stelle tritt das konsequent durchgebildete gotische Kapital, an welchem der struktiv wirkende Kern, der Kelch, und das rein dekorativ um denselben sich legende Blattwerk augenfällig als zwei getrennte Teile erscheinen. Die Kehlen der Basen schrumpfen auf ein Minimum zusammen, sie werden fast zu Rinnen. Das Rippenprofil wird völlig anders, es wird reicher gegliedert, zarter, schwächlicher. Dem Birnstab des Rippenprofils ist ein Plättchen vorgelegt, und dieses Plättchen findet sich auch an den Säulenschäften. Struktiv wirkende Schlusssteine kommen hier zum erstenmale vor, während in den bisher geschilderten Jochen nur eine dekorative Markierung der Rippenkreuzung vorhanden war. Gleicher Stilrichtung gehört noch das unmittelbar folgende Joch des südlichen Flügels an. Hier ist am Schlussstein abermals der bärtige Kopf eines Abtes mit Inful angebracht, mit der Umschrift: ABBAS PALDWINVS ETERNA PACE FRVATVR. Aus der stilistischen Uebereinstimmung der Gewölbestützen einerseits, den verschiedenen Abtsbildnissen andererseits aber dürfen wir schliessen, dass die beiden Joche am Schlusse der Regierungszeit des Abtes Heinrich begonnen und bis zum Gewölbe ausgeführt, in der ersten Zeit des Abtes Balduin (1312—1324) aber vollendet und eingewölbt wurden. Das Laubwerk an den Kapitälern zeigt den edlen Naturalismus, wie er der Gotik um 1300 noch eigen ist, und zugleich so reiche Formen, wie sie in den folgenden Jochen sich nicht mehr finden. Wasserlaub in ähnlich edler und reicher Bildung beobachten wir an den ältesten Teilen des Domes, an den Konsolen der Veitskapelle der Stiftskirche der Alten Kapelle, an dem Tragsteine des Hauses zum Bräunelturm am Wammarkt. An einem Kapital gewahrt man den Kopf eines Mönches inmitten von köstlich geschnittenem Wasserlaub. Genau so ist an Konsolen des Westflügels des Kreuzganges in dem Cisterzienserkloster Maulbronn aus den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts das Brustbild des Priors Walther und des Bruders Rosen Schöphelin angebracht.

In den folgenden Jochen werden die Kapitalformen nüchterner, einfacher. Nach weiteren zwei Jochen schauen wir an einem Schlussstein abermals einen Abtskopf, der indessen wie die beiden nächsten nicht bezeichnet ist. Wir erkennen in ihm den Abt Albert von Schmidmühlen (1325—1358). In den letzten acht Jochen (vgl. unser Bl. I) findet man an den Schlusssteinen noch zwei Porträtköpfe von Aebten, Altus Tannsteiner (1358—1385) und Friedrich von Weydenberg (1385—1395). Die fortschreitende Zeit gibt sich hier in einem reicheren Rippenprofil kund, vor allem aber in der manierierten Form der Blätter, deren Modellierung und Contour nun übertrieben wird: die auftretenden Krabben zeigen deutlich, dass der Verfall der Spätgotik eingetreten ist.

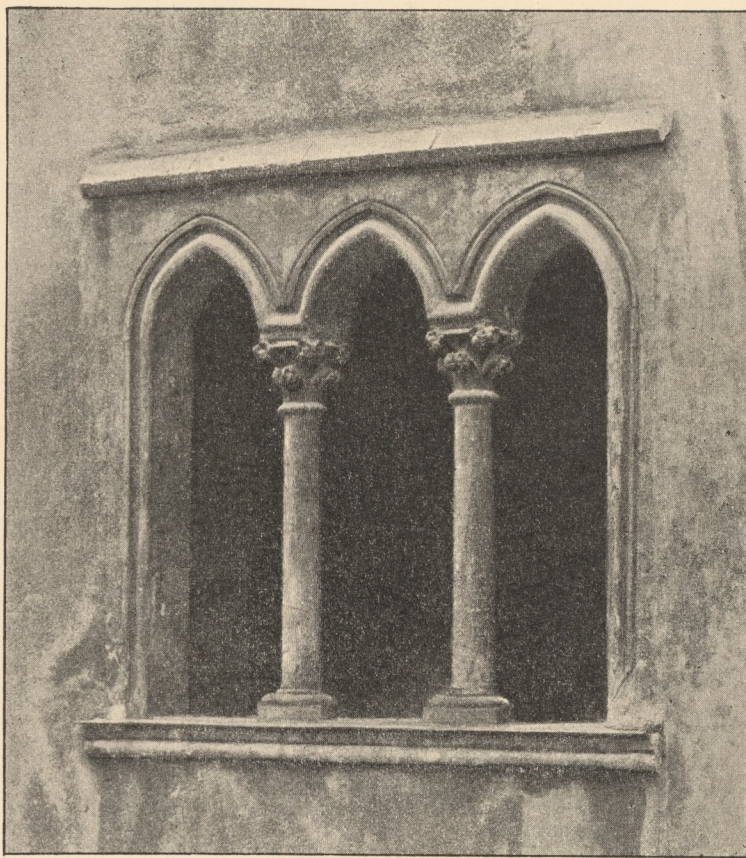
Müssen für die ersten Bauabschnitte französische oder französisch geschulte Werkleute angenommen werden, so tritt gegen Ende des 13. Jahrhunderts die deutsch empfundene Gotik in den ausführenden Kräften hervor. Vielleicht dürfen wir die Notiz einer St. Emmeramer Klosterrechnung von 1328—1329, dass der Steinmetz Jakob von Eichstätt und der Carpentarius Peter für ein Gewölbe 3 Pfund 5 Pfennig erhielten, auf Arbeiten im Kreuzgange beziehen.

Mit der Würdigung des Kreuzganges von Emmeram sind wir der Gründung der zwei bedeutendsten gotischen Kirchen der Stadt vorangeeilt, der Dominikanerkirche und des Domes. Ueber die Erbauungszeit der Dominikanerkirche fehlen genaue Daten. Es sind aber Ablassurkunden zu Gunsten des Baues bekannt, und auf unvollständige Kenntnis derselben gestützt hat Quast die Kirche in die Jahre 1273—1277 gesetzt. Adler, Janner und Graf von Walderdorff wenden sich mit Recht gegen diese Datierung, indem sie einerseits auf die Stilunterschiede am Bauwerke selbst, andererseits auf Ablassbriefe verweisen, welche lange vor 1273 und lange nach 1277 im Interesse der Kirchenfabrik ausgestellt sind. Schon in einem Ablassbriefe vom 9. August 1230 heisst es, dass die (kurz vorher in der Stadt angesiedelten) Dominikaner Kirche und Kloster bauen wollen. Aus der Ablassurkunde des Papstes Innocenz IV. v. 22. April 1246 erfährt man, dass der Bau der Kirche und des Klosters begonnen worden ist, aber zur Vollendung der Unterstützung der Gläubigen bedürfe. Eine Ablassbulle von 1254 erwähnt bereits das Fest der Kirchweihe. Der Beginn des Baues fällt also zwischen die Jahre 1230 und 1246, mehr denn drei Jahrzehnte früher, als Quast, Adler u. A. annahmen. Meine Untersuchung der Kirche ergab, dass drei grössere Bauabschnitte klar und bestimmt festzustellen sind. Der erste umfasst den Chor; der zweite die zwei östlichsten Joche des Langhauses, der dritte den Rest des Langhauses. Die zwei Bauperioden des Langhauses sind durch die Verschiedenheit der Strebepfeiler am Hochbau, der Fenstermasswerke und einzelner Details der Arkaden- und Wandpfeiler des Innern und durch andere Merkmale charakterisiert, auch am Steinverband am Innern der Hochwand kenntlich. Weitaus der wichtigste und interessanteste Teil ist der Chor, dessen Baubeginn um 1240 und dessen Vollendung bald nach 1250 angesetzt werden darf. Er zeigt gegenüber der Ulrichskirche eine entwickeltere Phase des gotischen Stiles, obwohl beide Bauten gleichzeitig errichtet wurden. Kann man dort noch von dem sog. Uebergangsstile sprechen, so ist hier die entwickelte Gotik in den Fenstermasswerken und in den gekehlten Rippenprofilen eingedrungen. Auch die Knospen der Kapitäle zeigen entwickelteren Stil. Die frühe Entstehungszeit des Chores der Dominikanerkirche bezeugen vor allem die Fenstermasswerke, deren Form und insbesondere Profilierung jener der ältesten gotischen Bauten Deutschlands entspricht. In der Anlage folgt die Dominikanerkirche dem Brauche des Ordens; daher der Verzicht auf ein Querschiff und auf einen grösseren Turmbau. Höchst lehrreich für die Erkenntnis des Zusammenhanges der Anlage mit den Gewohnheiten des Ordens sowie für die Feststellung der Bauzeit ist der Vergleich mit der Dominikanerkirche von Esslingen, welche 1233

bis 1268 in ebenfalls ausgesprochen gotischem Stile erbaut ist. (Vgl. die trefflichen Aufnahmen bei E. Paulus, Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg.)

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der Versuch Adlers, den Plan der Dominikanerkirche und des Domes einem Meister und einer Zeit zuzuteilen, missglückt ist. Der Dominikanerkirche gebührt entschieden die Priorität. Um so interessanter ist eine Erscheinung, die beim Neubaue des Domes auftritt. Als nach dem grossen Dombrande vom 20. April 1273 ein neuer Dom nach einem im entwickelt gotischen Stil entworfenen Plane errichtet wurde, da fehlte es in Regensburg an Kräften, welche, vollkommen auf der Höhe der Zeit und des Entwurfes stehend, den Plan fehlerfrei und im Geiste der gotischen Formenwelt hätten ausführen können. Adler hat dies im einzelnen trefflich hervorgehoben, indem er auf die Mängel in den Axenstellungen der Fenster des Hauptchores, der Strebepfeiler u. a. hinwies. Dass anfangs weder der bauleitende Meister noch die Steinmetzen den gotischen Stil völlig beherrschten, zeigt vor allem das Festhalten spätromanischer Formen an den Säulchen der Blendnischen am Schlusse des Südchores. Noch an einer anderen Kirche beobachtet man um jene Zeit das lange Fortleben der romanischen Ornamentik. Ich meine die jetzige Katharinenkirche in Stadthof, die ehemals den Titel St. Johann führte. Da der Bau ursprünglich nur aus einem Sechseck mit Chor bestand, so dürfen wir in ihm vielleicht die Allerheiligenkapelle erkennen, welche Heinrich Zandt im Jahre 1287 im Spitale jenseit der Brücke erbaut hat. Einige Säulenkapitäl dieses merkwürdigen Centralbaues bekunden in Blattschnitt und in den Motiven grosse Verwandtschaft mit den erwähnten Säulchen am Südchore des Domes. Diese Thatsache ist wichtig, weil sie wiederum bestätigt, dass einheimische Regensburger Steinmetzen — an solche müssen wir hier wohl denken — in der ersten Bauzeit des Domes mit den Formen der Gotik noch gar nicht vertraut waren.

Mit der ersten Bauthätigkeit am Dome schliesst die interessanteste Periode der Regensburger Architektur-Geschichte ab, die interessanteste, weil sie auf die Charakteristik Riehls und die Einzelbeschreibungen in dem trefflichen Buche des Grafen Hugo von Walderdorff über Regensburg.



Fenster vom Haus zum Goliath.

uns die verschiedenen Strömungen zeigt, welche auf die Entwicklung der Baukunst beeinflussend und bestimmend gewirkt haben, bis endlich mit dem Siege der Gotik die Zeit anbricht, welche in Zusammenhang mit der Blüte des städtischen Gemeinwesens den Bauten der Stadt jenen Charakter aufprägt, der jetzt noch mehr als ein anderer bei einem Gange durch die Strassen in die Augen fällt. Ich muss es mir versagen, hier den Dombau weiter zu verfolgen und die anderen gotischen Bauwerke zu betrachten. Auch auf die zahlreichen mittelalterlichen Profanbauten, welche, was malerische Erscheinung und schöne Details anbelangt, einen Hauptreiz der Stadt bilden, kann ich nicht weiter eingehen. Ich verweise auf die verdienstvollen Arbeiten Pohlighs,

Die beiden hervorragendsten Profanbauten sind das Rathaus und das Haus zum Goliath. Das Rathaus wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts begonnen. Es bietet kein einheitliches, aber dafür ein desto malerisches Bild, welches das Leben in der ehemaligen Reichsstadt während fünf Jahrhunderten widerspiegelt. Den ältesten Teil bildet der Flügel mit dem grossen Reichssaal und dem Erker. Zur Zeit der Erbauung in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts führte der Zugang in den Saal vermutlich über eine Freitreppe durch eine Thüre in der Ostwand. Erst im Anfange des 15. Jahrhunderts, um 1408, wurde die gedeckte Stiege mit dem schönen Portal erbaut. (Vgl. die Tafeln.) Die Holzdecke des grossen Saales stammt in ihrer jetzigen Form aus der Zeit um 1500.

Das Haus zum Goliath vertritt den Typus einer alten Patrizierwohnung der Stadt, ähnlich wie die auf einer der Tafeln wiedergegebenen Bauten in der Keplerstrasse. Im inneren Aufbau zeigt das Goliathhaus durch seine zahlreichen Bogenkonstruktionen den Einfluss der gothischen Kirchenbaukunst. Interessant ist, dass der mächtige Turm, welcher an der Westseite des Hauses in der ganzen Tiefe desselben sich erhebt, gegen Osten ursprünglich nicht so hoch hinauf verbaut war, da bei dem Umbau im Jahre 1897 im Niveau des Fussbodens des II. Stockes des Hauses in der Ostmauer des Turmes ein später vermauertes, gekuppeltes Rundbogenfenster zum Vorschein kam. Die zwei- und dreigeteilten Fenster mit den Teilungssäulchen, die wir am Baue aus dem Ende des 13. Jahrhunderts finden, sind charakteristisch für die gotische Profanbaukunst der Stadt; bisweilen nehmen sie Formen an, die an venetianische Architektur erinnern und zeigen uns so, wie auch in der späteren Zeit des Mittelalters hie und da durch die Handelsbeziehungen der Stadt in der Architektur ein fremdes Motiv Eingang findet.

Ich habe in den vorstehenden Bemerkungen über die mittelalterliche Baukunst Regensburgs nur einen Teil der interessanten Denkmälerwelt der alten Donaustadt berührt. Und auch das, was ich gesagt, konnte ich nicht so eingehend begründen, als es wünschenswert wäre. Ich musste mir vorbehalten, die vollständige Würdigung der Regensburger Bauten in dem staatlichen Inventarisationswerke zu geben, welches für die hier aufgestellten Ansichten die weiteren, durch Detailaufnahmen gestützten Belege bringen soll.

München, im Herbst 1897.

Dr. Gg. Hager.